2,00 DM / Band 760
Schweiz Fr 2,00 / Österr. S 16

NEU

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Frankreich F 9,00 / Italien L 2300 / Niederlande f 2,60 / Spanien P 200



Die Geisterfee

John Sinclair Nr. 760

von Jason Dark

erschienen am 26.01.1993

Titelbild von Manuel Prieto

Sinclair Crew

Die Geisterfee

Als ich die letzte Stufe der schmalen Treppe nahm, stockte mir der Atem. Ich wußte, was mich erwartete, dennoch traf mich der Anblick wie ein Elektroschock.

Neben dem Fenster lag das Kind. Ich wollte nicht glauben, daß es tot war, denn es sah aus, als würde es schlafen, und trotz der Totenstarre wirkten die Gesichtszüge des elfjährigen Jungen entspannt.

Aber er schlief nicht.

Da war etwas, das mich störte.

Das kleine Loch in der Stirn. Genau zwischen den Augen!

Der Junge trug helle Sommerjeans und ein buntes Hemd, das ihm auf der rechten Seite aus der Hose gerutscht war. Ein Bein hatte er leicht angewinkelt.

Den Anblick konnte ich kaum ertragen. Es war schlimmer, als wenn ich zahlreichen Monstern gegenübergestanden hätte, die doch oft genug unwirklich für mich waren, obwohl sie existierten. Aber hier hatte das echte Leben grausam zugeschlagen und es präsentierte sich mit einem Zynismus, den ich nicht begreifen konnte.

Es kam mir vor, als wären der junge und ich allein im Flur in der obersten Etage des Hauses, aber das stimmte nicht, es waren noch genügend Polizisten da und auch mein Freund Bill Conolly, der Reporter, der mich alarmiert hatte.

Der Mord an einem Kind, so grausam und unbegreiflich diese Tat auch war, fiel nicht in mein Fach.

Hier gab es keine Hinweise darauf, daß finstere Mächte ihre Hände mit im Spiel hatten, aber wenn die Kollegen meine Unterstützung wollten, dann würde ich mithelfen, den Killer zu finden. Und auch mein Freund und Kollege Suko würde dabeisein, das stand fest.

Wie lange ich vor der Leiche gestanden hatte, konnte ich nicht sagen. Irgendwann verschwand das taube Gefühl aus meinem Kopf, das die Fassungslosigkeit hinterlassen hatte. Ich merkte wieder, daß ich lebte und die Nebelwolke aus der unmittelbaren Umgebung des toten Jungen allmählich verschwand.

Es kristallisierten sich die Gesichter der Männer hervor, die allesamt - Bill Conolly ausgenommen zur Mordkommission gehörten. Und diese wiederum wurde von einem Mann geleitet, den ich gut kannte und ebenfalls zu meinen Freunden zählte.

Es war Chefinspektor Tanner.

Er hatte mir die Zeit gelassen, die schreckliche Szene aufzunehmen, und er merkte auch, daß ich wieder zu mir kam. Er löste sich von seinem Platz. Langsam trat er mir entgegen, stellte sich zwischen mich und das tote Kind, als wollte er mir den Anblick zunächst einmal ersparen.

Wir schauten uns an.

Ich kannte Tanner als einen kraftvollen, trotz seines Jobs lebensbejahenden Mann, der wirklich mit beiden Beinen auf dem Boden der Tatsachen stand und sich durch nichts so leicht erschüttern ließ.

Er war von Natur aus etwas poltrig, er regte sich leicht auf, das aber war auch oft gekünstelt.

In diesem Fall hier schwieg er.

Er konnte nichts sagen, sein Blick sprach Bände, und schließlich hob er die Schultern. Eine knappe Geste, in der all die Hilflosigkeit lag, die er empfand.

Ich merkte den Druck hinter meinen Augen, preßte die Lippen zusammen und schluckte mehr als einmal. Es war keiner da, der einen Kommentar abgegeben hätte. Tanners Leute, die allerhand Schreckliches gesehen hatten, waren ebenfalls fassungslos.

Ein totes Kind im Hausflur eines Wohnhauses. Da mußte man sich fragen warum und wieso. Denn einen Grund für diesen Mord konnte ich mir beim besten Willen nicht vorstellen.

Tanner, der auch bei diesem Wetter seinen alten Filz trug, schob den Hut noch weiter zurück und legte mir eine Hand auf die Schulter. Ich empfand sie schwer wie Blei, und dann sagte er etwas, wobei ich ihm voll und ganz zustimmte. »Es ist auch für mich unbegreiflich, John. Ich kann mir nicht vorstellen, warum das geschehen ist. Und ich wüßte auch nicht, wer das getan haben könnte.«

»Ein Mensch, der nicht mehr Herr seiner Sinne war. Ein psychisch Kranker. Jemand, der…«

Tanner schüttelte den Kopf. »Nein, John, da liegst du falsch. Sogar völlig falsch. Schau dir die Leiche an. Schau dir das Einschußloch an. Genau zwischen den Augen. Weißt du, wer derartige Spuren hinterläßt? Kannst du dir das denken?«

»Ein Profi!«

»Richtig, John, ein Profi!«

Ich runzelte die Stirn. Da mochte der Chiefinspektor recht haben. Ich allerdings fragte mich, was der Junge getan haben konnte, um sterben zu müssen.

»Er heißt übrigens Sven Abels.«

Ich nickte nur. Der Name sagte mir nichts, denn ihn hatte ich noch nie zuvor gehört. »Wissen die Eltern Bescheid?«

»Ja, zwei Männer sind bei ihnen. Ein Psychologe und ein Arzt. Es ist alles so sinnlos, John, für uns sinnlos, und trotzdem ist der Junge tot. Wieso?«

Ich wußte es auch nicht und fragte, wer ihn gefunden hatte.

»Eine Putzfrau, John.« Tanner deutete auf die Stahltür in einer Nische. »Dahinter hat sie ihr Lager. Besen, Eimer, Putzmittel, einen Staubsauger und so weiter. Sie kam hoch, um sich mit Nachschub einzudecken. Da fand sie den Jungen.« Tanner drehte sich und deutete auf ein offenstehendes Fenster. »Das war nicht geschlossen. Von da kannst du auf ein Flachdach klettern und auf manch andere Dächer schauen. Auch gegen zwei Penthouses mitsamt ihrer Terrassen.«

Ich blickte nur kurz hin. Sonne lag über London und bestrahlte auch die Dächer.

Die beiden Terrassen, von denen Tanner gesprochen hatte, waren menschenleer. Ich sah nur einige Gartenstühle und Liegen mit farbigen Polstern als Unterlage.

Eine Spur war das nicht, wenigstens nicht beim ersten Hinsehen, aber

Tanner und seine Mannschaft fingen auch erst an. Ich drehte mich um und bewegte mich dabei sehr langsam. Noch immer kam ich mir vor wie eingefroren. In meiner Kehle kratzte es. Ich vermied den direkten Blick auf die Leiche. Natürlich wollte ich dem Chiefinspektor nicht den Job wegnehmen, aber ich sah es einfach als meine Pflicht an, ihm Hilfe anzubieten, und schnitt das Thema sofort an.

Tanner nickte.

»Dann bist du einverstanden?«

Sein faltiges Knautschgesicht verzog sich noch mehr. »Das fragst du noch, John? Und ob ich einverstanden bin. Ich bin voll und ganz damit einverstanden. Ich stehe auf deiner Seite, ich werde froh über jede Unterstützung sein, vorausgesetzt, deine Arbeit läßt das zu. Schließlich weiß ich selbst, wie sehr ihr im Streß steht, und eure Gegner schlafen beileibe nicht.«

»Da hast du recht.«

»Jedenfalls werde ich dich auf dem laufenden halten.« Dann kam er auf Bill zu sprechen. »Es war schon Zufall, daß sich Conolly in der Nähe befand.«

»Er alarmierte mich. Noch etwas. Wie sieht es mit Zeugen aus?«

Tanner winkte ab. »Bisher nichts, gar nichts. Aber ich will nicht vorgreifen, denn meine Leute sind noch unterwegs. Das wird auch eine Weile dauern. Wir müssen auch noch Spuren sichern und haben hier länger zu tun.«

»Okay, dabei will ich euch nicht stören. Sag mir nur, wo ich Bill Conolly finde.«

»Er hat sich auch angeboten, uns zur Seite zu stehen. Das kann ich aber nicht zulassen. Ich habe ihn weggeschickt. Vielleicht ist dir unten die Kneipe aufgefallen. Dort wartet dein Freund. Er sprach davon, daß er einen Schluck brauche. Dieser Fall hat ihn erschüttert.«

»Das hat er uns wohl alle«, murmelte ich. »Jedenfalls werde ich Suko auch in den Fall hineinziehen.«

»Gut.«

Ich schaute auf die Uhr, ohne unbedingt die genaue Tageszeit wissen zu wollen. Dann erklärte ich Tanner, daß ich mich zu Bill Conolly begeben wollte, um mit ihm zu reden. »Sollte etwas sein, du weißt, wo du mich finden kannst.«

»Sicher, John.«

Ich ging eine Etage tiefer und stieg erst dort in den Lift. Kaum hatte sich die Tür hinter mir geschlossen, lehnte ich mich gegen die Wand und atmete tief durch. Erst jetzt spürte ich, daß ich zitterte. Auf meinem Gesicht lag der kalte Schweiß, und auch der Druck im Magen war noch nicht verschwunden.

Ein Bild zeichnete sich vor meinem geistigen Auge ab.

Immer wieder sah ich den toten Sven Abels und besonders das Loch

in seiner Stirn.
Wer war so brutal und erschoß ein harmloses Kind?
Ich kannte keinen, aber ich wußte auch, daß dieser Junge nicht ohne Grund umgebracht worden war.
Das wollte ich nicht glauben. Es gab immer ein Motiv. Das herauszufinden würde sehr, sehr schwer sein. Es war auch für mich nicht vorstellbar, so weit reichte meine Phantasie gar nicht. Dieser Junge war…
»He, wollen Sie nicht aussteigen?«
Ich schaute hoch, als ich die Stimme des Mannes hörte. Da ich sehr mit meinen eigenen Gedanken beschäftigt gewesen war, hatte ich nicht mitbekommen, daß der Lift gestoppt hatte.
Ein Mann wollte hinein. Er trug zwei gefüllte Einkaufstaschen und roch stark nach Schweiß.
»Pardon«, sagte ich und verließ den Lift.
Die Kneipe, in der ich Bill Conolly finden würde, hatte praktisch zwei Zugänge. Einmal von der Straße her, und zum anderen konnte ich sie auch hier vom Haus erreichen. Ich brauchte nur eine Tür aufzuschließen, durch einen schmalen Gang zu gehen, um, den zweiten Eingang zu erreichen.
Es war kein großes Lokal, dafür gemütlich und mit sehr hellen Möbeln eingerichtet. Durch ein großes Fenster fiel der Blick auf den Gehsteig. Dort standen noch immer Menschen aus der Umgebung und diskutierten über das Verbrechen. Es hatte sich herumgesprochen, und auch die Gesichter der Leute waren fassungslos.
Im Lokal herrschte ebenfalls eine gedrückte Stimmung. Es lief keine Musik, eine Serviererin hatte sogar verweinte Augen, und eigentlich saß nur ein Gast an einem Tisch, auf dem eine weiße Decke lag. Bill hatte sich in die Ecke verkrochen und einmal kurz die Hand gehoben, als ich das Lokal betreten hatte.
Ich ging zu ihm und setzte mich.
Er nickte nur. »Du hast es gesehen?«
»Ja.«
Bill winkte der Kellnerin. Ihre Kollegin servierte draußen, denn dort standen einige Tische, die besetzt waren. »Wie groß soll der Whisky sein, John? Ich habe mir einen dreifachen genehmigt.«
»Für mich reicht ein doppelter.«
»Bringen Sie ihn bitte.«
»Und noch ein Wasser dazu?«
»Gern.«
»Tja«, sagte Bill und schaute in sein leeres Glas. »Das war für mich der Schock am frühen Mittag.«
»Glaube ich dir. Aber ich möchte gern, daß du von Beginn an erzählst. Okay?«

»Da gibt es nicht viel zu sagen.«
»Versuche es trotzdem.«
Bill nickte. Er bestellte für sich auch ein Wasser und wartete, bis die Getränke gebracht worden waren. Danach fing er an, über Einzelheiten zu reden…

***

Bill sah aus, als läge ein harter Kampf hinter ihm. Er sprach auch leise, wirkte irgendwie abwesend, denn möglicherweise sah er immer wieder das Bild des toten Jungen vor seinen Augen.
»Es hat mich wirklich getroffen wie ein Faustschlag, John. Ich hatte überhaupt nicht vorgehabt, über die Leiche zu stolpern, wenn ich das mal so sagen darf. Es ging um eine ganz andere Sache.«
»Um welche?«
Bill winkte ab. »Immer der Reihe nach, John. Du weißt, daß ich zu den neugierigen Menschen gehöre und immer auf der Suche nach Motiven für meine Berichte bin.«
»Das weiß ich.«
»Na ja, ich kann zwar die Rätsel der Welt nicht lösen, aber einen Teil davon möchte ich enträtseln. Dir brauche ich das nicht zu sagen, aber ich habe es geschafft, eine Spur aufzunehmen. Man hat mich gebeten, einmal ein Interview mit einer Hexe zu führen. Das wäre für die größte Frauenzeitschrift der Staaten gewesen, ein toller Auftrag, hinter den ich mich gehängt habe. Dich wollte ich aus dem Spiel lassen, ich mußte meine Hexe allein finden.«
»Warum wolltest du mich aus dem Spiel lassen?«
»Weil mir das zu gefährlich wurde. Es sollte ja nur ein Interview sein. Ich wollte da keine großen Schneisen schlagen, nichts Neues bringen, ich hätte auch niemals mit den gefährlichen Hexen Kontakt aufgenommen, wie wir sie oft erlebt haben. Ich wollte auch nicht den Draht zu Lilith aufbauen, aber ich brauchte einen Erfolg. Lange Rede kurzer Sinn, ich fand eine Hexe.«
»Kenne ich die?«
»Keine Ahnung.«
Ich trank Whisky und Wasser. Dann zündete ich mir eine Zigarette an. Auch Bill wollte ein Stäbchen haben. Nach der dritten ausgestoßenen Rauchwolke sprach er weiter.
»Wie gesagt, ich wollte eine Hexe sprechen und habe auch eine gewisse Alexa Santos gefunden.«
Meine Stirn furchte sich. Ich dachte über den Namen nach und wiederholte ihn auch leise. »Alexa Santos? Sorry, aber die kenne ich leider nicht. Den Namen habe ich nie gehört.«
»Kann ich mir denken. Sie hat auch nichts mit der gefährlichen Assunga zu tun, denn sie ist andere Wege gegangen.« Er hob einen

Zeigefinger. »Ich sage bewußt ›gegangen‹.«
»Wieso, Alexa diesen Weg nicht mehr weiter eingeschlagen hat. Die Frau hat ihn verlassen.«
»Hat sie sich losgesagt?«
Bill hob die Schultern. »Das kann ich dir nicht genau sagen, John. Ich habe nur zweimal mit ihr telefoniert, allerdings sehr intensiv, das gebe ich zu. Ich erfuhr, daß sie in einer gewissen Zeit auf der Seite des Satans gestanden hat, aber das gehört zur Vergangenheit, wie sie erwähnte. Sie hat sich losgesagt.«
Ich fing an zu begreifen. »Und du wolltest von ihr natürlich nicht nur ein normales Interview, sondern auch Informationen von ihr bekommen, nehme ich mal an.«
Bill lächelte hintergründig. »Da hast du recht, John.«
»Und weiter?«
»Wie gesagt, sie stimmte zu. Ich war am heutigen Tag mit ihr verabredet. Ich fuhr also hin und mußte an diesem Haus vorbei, denn sie wohnt in der Straße gegenüber. Hier fielen mir die Polizeiwagen auf. Die Mordkommission war soeben eingetroffen. Ich sah Tanner, den ich ja kenne, und er hatte wohl einen guten Tag, denn er erlaubte mir den Blick auf das Opfer.«
Bill preßte die Lippen zusammen. Schweiß trat auf seine Stirn. Das Bild des toten Jungen schockte ihn noch immer, was ich gut verstehen konnte.
»Dann hast du ihn gesehen«, half ich ihm wieder.
»Ja, John, das habe ich. Zehn oder elf Jahre alt und tot. Ich dachte sofort an meinen Sohn Johnny, der sich auch oft genug in einer schrecklichen Gefahr befunden hatte und immer wieder herausgekommen ist. Dieser Junge nicht, er hatte keine Chance. Man schoß ihm eiskalt in die Stirn und tötete ihn. Das ist so grausam, so unfaßbar und für mich auch nicht logisch.«
»Gibt es überhaupt eine Logik für einen Mord?«
»Hör auf, John, keine Philosophie. Du weißt schon, wie ich das gemeint habe.«
»Ja, es geht um das Motiv.«
»Ausgezeichnet, aber auch damit komme ich nicht zurecht. Ich packe es einfach nicht. Es will mir nicht in den Kopf, aber trotzdem muß es einen Grund geben.«
»Das meine ich auch.«
Bill Conolly breitete die Arme aus. »Hast du dir denn schon Gedanken darüber gemacht? Bist du informiert worden? Haben Tanner und seine Mannschaft etwas herausgefunden? Gab es Zeugen, auf deren Aussagen man sich verlassen konnte?«
»Bisher noch nicht. Ich habe auch nicht viel Hoffnung, Bill. Dieses Haus hier ist groß. Es ist ein kantiger Block, wenn auch nur sechs

Etagen hoch. Ich glaube nicht, daß hier jeder jeden kennt. Hier kannst du hineingehen, ohne daß es auffällt. Und das wird sich der Killer auch gedacht haben.«

»Der bestimmt nicht den Jungen umbringen wollte.«

»Ganz recht. Sven Abels muß ihm zufällig über den Weg gelaufen sein.« In mir hatte sich allmählich ein Bild geformt, über das ich mit dem Reporter sprach. »Wahrscheinlich müssen wir davon ausgehen, daß der Junge etwas beobachtet hat, das für den Killer hätte gefährlich werden können.«

»Du stufst ihn als Zeugen ein?«

»Bisher schon. Es ist für mich die einzige Erklärung für diese kalte Tat.«

Bill überlegte und nickte gedankenverloren. »Ja, das kann gut sein. Da stimme ich dir zu. Wenn es allerdings einen Zeugen gibt, dann muß es auch eine Tat geben oder zumindest den Versuch einer Tat. Wen wollte der Mörder in diesem Haus hier umbringen? Wer von den Menschen stand auf seiner Liste?«

»Keine Ahnung, ich weiß es nicht.«

»Tanner wird ähnlich denken«, sagte Bill, »davon bin ich fest überzeugt. Er wird sich dann mit den Hausbewohnern beschäftigen und nach Hintergründen fragen.«

»Dann gehst du davon aus, Bill, daß man einem der Hausbewohner hier den Killer auf den Hals gehetzt hat.«

»Du nicht?«

»Bis jetzt schon.«

»Das wird eine Heidenarbeit werden.«

Ich stimmte meinem Freund zwar zu, schüttelte trotzdem den Kopf, weil sich meine Gedanken in eine andere Richtung bewegten. »Weshalb hast du mich eigentlich angerufen, alter Junge?«

Er lächelte schief, auch etwas verlegen, so daß ich ihm die nachfolgende Antwort nicht abnahm.

»Ich hatte einfach das Gefühl, es tun zu müssen, John.«

»Tatsächlich?«

»Ja, ich mußte es machen. Das war wie ein innerer Zwang. Ich… ich konnte nicht anders.«

»Das glaube ich dir nicht.«

»Warum nicht?«

»Nicht nur vom Gefühl her. Hast du dir nicht auch deine Gedanken gemacht und versucht, zu einem Ergebnis zu kommen? Könnte es nicht sein, daß du dann davon ausgegangen bist, daß der tote Junge und dein Besuch bei der Hexe in einem Zusammenhang zu sehen sind, wobei du dir die Verbindungslinie noch nicht vorstellen kannst?«

Bill bekam einen anderen Blick. Er verengte dabei die Augen, so daß er mir schon fremd vorkam.

»Das hast du aber weit, sehr weit hergeholt, Alter.«
»Tatsächlich?«
»Ja, das glaube ich.«
»Ich aber nicht.«
Bill senkte den Kopf. Für mich ein Zeichen, daß ich mit meiner Vermutung so falsch nicht lag. »Ja, John, es kann schon sein, daß mir diese Möglichkeit durch den Kopf gegangen ist. Da will ich ehrlich sein, aber ich habe keinen Sinn darin gesehen. Ich habe das Gefühl, mich auf dem falschen Weg zu befinden. Ich kann die beiden Dinge nicht zusammenbringen. Sie kommen mir vor wie gleiche Pole, die sich gegenseitig abstoßen. Und trotzdem bohrt es in mir weiter.«
»In mir mittlerweile auch.«
Bill lächelte. »Weißt du, daß mich das freut. So traurig der Anlaß auch ist, aber es freut mich. Wir sitzen auf demselben Dampfer, und es muß uns doch gelingen, ihn in eine bestimmte Richtung zu lenken, verdammt noch mal!«
»Das hoffe ich natürlich auch.«
»Was bleibt?«
Er wußte die Antwort genau, aber er wollte sie von mir hören, und ich enttäuschte ihn nicht. »Wir werden deiner Hexe zu zweit einen Besuch abstatten.«
»Wunderbar.«
»Wie willst du vorgehen? Wird Sie sich nicht wundern, wenn plötzlich zwei Reporter dort auftauchen?«
»Du hast es bereits erwähnt, ich gebe dich als einen Kollegen aus. Das war zwar nicht abgesprochen, aber wenn wir erst vor der Tür stehen, wird sie uns wohl kaum abweisen können.«
»So sicher bin ich mir da zwar nicht, aber ich sage auch nicht nein. Dennoch will ich einfach nicht glauben, daß es zwischen dieser Alexa Santos und dem toten Jungen eine Verbindung gegeben hat. Das erscheint mir zu unwahrscheinlich.«
Bill staunte hörbar. »Das sagst ausgerechnet du, John? Dieses Wort solltest du doch aus deinem Repertoire gestrichen haben. Ich glaube nicht, daß es unwahrscheinlich ist, solange man mich nicht vom Gegenteil überzeugt hat.«
»Akzeptiert.« Ich leerte mein Glas. Der Whisky schuf im Magen eine wohlige Wärme. »Da wäre noch etwas, Bill.«
»Spuck's aus.«
»Du hast gesagt, daß die Hexe hier in der Nähe wohnt, wenn ich es richtig behalten habe.«
»Hast du. In einem Haus gegenüber. Erinnere dich daran, wo der tote Junge liegt. Ist dir da etwas aufgefallen, wenn ich mal die Leiche außen vorlasse?«
Ich überlegte, worauf Bill hinauswollte. Noch einmal stellte ich mir

die Umgebung des Tatortes vor.

Sie war für ein Haus völlig normal. Ich dachte über Einzelheiten nach, konnte aber nicht viel herausfinden und murmelte: »Da stand ein Fenster offen, aber das ist…«

»Genau das ist es, John!«

»Wieso?«

»Das offene Fenster.« Bill beugte sich vor. »Hast du denn hinausgeschaut?«

»Klar.«

»Erinnerst du dich daran, was du gesehen hast?«

Ich mußte erst mal nachdenken. »Nun ja, ich schaute über Dächer hinweg.«

»Flache Dächer…«

»Auch das.«

»Dann hast du auch die beiden Terrassen gesehen, die zu den Penthouses gehörten?«

»Die konnte ich nicht übersehen.«

»Und eine Terrasse gehört eben zu Alexa Santos' Bleibe. Da stehen auch noch einige Stühle und Liegen herum.«

»Sonst noch was?«

»Nein.«

Ich räusperte mich. »Halte mich nicht für dümmer, als ich bin, Bill, aber ich sehe da noch keinen Zusammenhang. Du vielleicht?«

»Nein, den sehe ich auch nicht. Ich habe es nur als Tatsache in den Raum gestellt.«

»Ohne Hintergedanken?«

»Vielleicht.«

Meinem Freund traute ich nicht so recht. Er hatte keine Theorie, nur irgendwelche Vermutungen, mit denen ich nicht viel anfangen konnte. Seine Andeutungen und Vermutungen wiederum waren mehr auf Spekulationen aufgebaut.

»Was paßt dir denn nicht, John?«

»Weiß ich auch nicht. Kann sein, daß es etwas zu bedeuten hat, muß aber nicht - oder?«

»Nein, das muß es nicht.«

Daß Bill von seiner Antwort nicht sehr überzeugt war, las ich an seinem Gesicht ab. Er hatte sich in eine Phase der Nachdenklichkeit zurückgezogen und zeichnete mit dem Finger Figuren auf die Tischplatte. Dabei hatte er die Augen verengt, flüsterte irgend etwas, das ich nicht verstand, schüttelte wieder den Kopf und atmete tief durch. »Es ist alles ziemlich kompliziert, wenn ich ehrlich sein will. Ich habe das Gefühl, als wären wir auf der richtigen Spur, ohne jedoch den Anfang packen zu können.«

»Glaubst du denn, daß uns Alexa Santos dabei helfen wird?«

Er zeichnete weiter und murmelte. »Das ist eben die Frage. Ich sage dir auch ehrlich, John, daß ich mir von ihr keine Vorstellungen gemacht habe. Ich weiß nicht, was uns erwarten wird, aber das werden wir ja sehen.« Er winkte der Bedienung und wünschte die Rechnung. Wenig später hatte Bill sie beglichen.

Beim Verlassen des Lokals fragte ich ihn. »Einen Wagen brauchen wir wohl nicht - oder?«

»Nein, wir gehen zu Fuß.«

»Auf zum Hexentanz!« murmelte ich, ohne dabei meine Lockerheit nach außen zu zeigen, denn das Bild des ermordeten Jungen wollte mir einfach nicht aus dem Kopf…

***

Eine schmale Hand strich über das helle Kleid hinweg, bevor sich die Finger bewegten und den Gürtel schlossen. Dann verließ die Frau das Zimmer und spürte die kühle Seide auf ihrer nackten Haut, die noch vom Duschgel duftete.

Alexa Santos war nervös.

Ein innerlicher Aufruhr hatte sie gepackt. Sie hatte das Gefühl, in ihrer Brust einen Kreisel zu erleben, der sich immer schneller drehte, und eine Ahnung war zur Bedrohung geworden.

Etwas stimmte nicht, etwas würde passieren oder war schon passiert.

Ja, sie tendierte zur letzten Möglichkeit. Denn sie hatte die Polizeisirenen in der Nähe gehört, deren jaulender Klang sie regelrecht aufgeschreckt hatte.

Zuerst hatte sie gedacht, daß die Wagen vor ihrem Haus stoppen würden, das hatte sich als Irrtum herausgestellt, sie waren in die Parallelstraße gefahren.

Was dort abgelaufen war, hätte sie eigentlich nichts angehen sollen, seltsamerweise war dies doch der Fall. Alexa gehörte zu den sensiblen Personen. Ihr Gefühlsleben war empfindlich wie ein Seismograph. Sie konnte sich gut vorstellen, daß es Taten gab, die auf den ersten Blick gar nicht mit ihr in Verbindung gebracht werden konnten, die aber auf den zweiten Blick anders wirkten.

Es lag etwas in der Luft…

Als sie im hellen Flur stehenblieb und auf ihre Hände mit den gespreizten Fingern schaute, da hatte sie den Eindruck, als würden unsichtbare Funken durch die Zwischenräume huschen, und sie merkte sehr deutlich das Kribbeln auf der Haut.

Sie war geladen…

Elektrisch, magnetisch oder vom reinen Gefühl her, das konnte sie nicht genau nachvollziehen.

Jedenfalls gab es etwas, das sie stark störte. Und das mußte nicht unbedingt mit dem Besuch dieses Reporters zusammenhängen, den sie

erwartete.

Er hieß Bill Conolly, und sie ärgerte sich jetzt, daß sie überhaupt auf sein Angebot eingegangen war.

Da mußte sie wirklich von allen Geistern verlassen gewesen sein, und sie überlegte bereits, ob sie das Treffen rückgängig machen sollte.

Nein, das nicht. Sie würde ihn kommen lassen und auf seine Fragen warten. Sollten sie ihr nicht passen, würde sie schon eine Möglichkeit finden, das Gespräch abzubrechen. Und so dringend brauchte sie das Honorar auch nicht.

Zudem fühlte sie sich nicht mehr als Hexe. Alexa Santos stellte sich zwar, was bestimmte Fähigkeiten anging, über die normalen Menschen, aber das alte Hexendasein hatte sie abgestreift wie eine schrumpelige Haut. Sie wollte nichts mehr vom Teufel wissen, sie hatte der Hölle abgeschworen, aber sie war damit nicht aus dem Schneider, das wußte sie selbst. Jetzt stand sie in der Schußlinie, und der Teufel war ein Wesen, das so leicht nicht aufgab.

Sie dachte an die neue Aufgabe, die viel wichtiger und auch vielschichtiger war. Dabei hoffte sie, daß sie das Vertrauen, das man in sie gesetzt hatte, auch erfüllen konnte. Vielleicht half ihr das Interview auch dabei. Es wurde sicherlich von vielen ›Hexen‹ gelesen, und einige von ihnen wollte sie schon zum Nachdenken bringen und ihnen raten, einen anderen Weg einzuschlagen.

Sie hatte es getan, aber sie war nicht glücklich darüber, denn die Hölle gab so leicht nicht auf.

Alexa Santos betrat den Wohnraum, an den sich die große Terrasse anschloß. In ihrem Penthouse fühlte sie sich sehr wohl, sie hatte es vor allen Dingen wegen der Terrasse gemietet, die so groß war, daß sogar ein Pool noch Platz gefunden hätte. Die Brüstung bestand aus einem bauchhohen Gitter, an dem im Sommer eine Reihe von Blumenkübeln angebracht und auch bepflanzt wurde. So leuchteten die Sommerblumen in zahlreichen Farben, und Alexa erfreute sich stets daran, wenn sie die Terrasse betrat.

Auch an diesem Mittag ging sie hinaus in den Sonnenschein. London erlebte einen Frühsommer wie schon seit Jahren nicht mehr. Ein strahlendes Wetter, viel Sonne, aber hin und wieder auch Schwüle, unter der viele Menschen litten.

An diesem Tage nicht.

Da brachte der sanfte Nordwestwind ein wenig Frische. Er wehte auch über die Terrasse hinweg.

Hier oben war er sowieso viel besser zu spüren als in den Straßenschluchten.

Wenn dieser Conolly erschien, würde sie ihm das Interview auf der Terrasse geben. Da plauderte es sich besser, die ganze Atmosphäre war lockerer.

Die Polster auf den hellen Stühlen und den beiden Liegen zeigten ein ebenfalls sommerliches Muster. Sonnengelbe Streifen wechselten sich mit weißen ab.

In der Sonne war es zu warm, deshalb spannte sie den hellen Schirm auf. Alexa Santos war zufrieden, drehte sich um und wollte wieder in die Wohnung gehen, um im Kühlschrank nach Getränken zu schauen.

Da fiel ihr etwas auf.

Nicht auf ihrer Terrasse und auch nicht in unmittelbarer Nähe, sondern gegenüber in einem der dort stehenden Häuser und da in der oberen Etage. Ihr Blick fiel geradewegs auf ein offenstehendes Fenster. Es führte zum Flur hin, und sie sah die scharf konturierten Umrissen zahlreicher Männer.

Sofort dachte sie an die Polizeisirenen, die sie gehört hatte. Im Haus gegenüber mußten sich Polizisten versammelt haben, um irgend etwas zu untersuchen.

Da sie keine Uniformen sah, ging sie davon aus, daß es sich bei den Männern um Kriminalbeamte handelte. Die traten ja nur in Aktion, wenn ein Kapitalverbrechen vorlag.

Mord, zum Beispiel…

Der Gedanke daran gefiel ihr nicht, doch schon spürte sie das Kribbeln auf der Haut. Sie wußte nicht, wieso dies geschah, trat aber sicherheitshalber in einen Schatten hinein, weil sie vom anderen Wohnhaus aus nicht als Beobachterin gesehen werden wollte.

Was war dort geschehen? Weshalb berührte sie das so stark, wo sie doch das Opfer nicht gesehen hatte? Irgend etwas störte sie schon, und das dumme Gefühl in ihr verstärkte sich noch weiter. Dabei kannte sie die Mieter aus dem Haus nicht einmal, und doch war sie von diesem Vorgang so betroffen. Sie spürte den leichten Schweißfilm auf der Stirn und das Kratzen im Hals.

Da schien jemand gestorben zu sein. Es gab für sie keine andere Möglichkeit, und das ihr unbekannte Opfer stand trotzdem in einem unmittelbaren Zusammenhang mit ihr.

Alexa Santos hatte sich abgewöhnt zu sagen, so etwas gibt es nicht. Lange genug hatte sie gewisse Phänomene erforscht und dabei auf der falschen Seite gestanden.

Das war nun vorbei, sie hatte die Fronten zwar nicht direkt gewechselt, aber sie wollte nicht mehr zum Teufel zurück. Durch diese neue Beobachtung erschien es ihr, als wäre sie plötzlich von der eigenen Vergangenheit eingeholt worden.

Sie war durcheinander und dachte daran, daß sich ausgerechnet für heute dieser Reporter angesagt hatte. Alexa wußte nicht, ob sie ihm würde normal gegenübertreten können. Es hatte sich einiges verändert, obwohl äußerlich alles gleichgeblieben war.

Im Wohnraum meldete sich das Telefon. Das laute Tüten drang bis

auf die Terrasse. Alexa war froh über die Störung und eilte dem schwarzen Apparat entgegen. Sie wußte nicht, wer etwas von ihr wollte, aber sie hoffte, daß es der Reporter war und absagte.

Alexa hob ab. Sie meldete sich nicht, sagte nicht einmal ›Ja bitte‹, was auch nicht nötig war, denn es meldete sich eine ihr fremde und hart klingende Männerstimme.

»Hör zu, Hexe. Ich habe dich auf der Liste, und ich werde dich kriegen. Du bist mir durch einen Zufall entwischt, das wird nicht mehr vorkommen, ich verspreche es dir!«

Alexa war baff. Sie hielt den Hörer gegen ihr Ohr gepreßt und kam sich selbst wie eingefroren vor.

Sie schluckte, sie rang nach Luft, doch so schnell fiel ihr keine Frage ein.

»Klar, Hexe?«

Jetzt riß die Blockade. »Wer immer Sie sind, Mister, ich werde Ihnen sagen, daß Sie…«

»Was willst du mir sagen?«

»Scheren Sie sich zum Teufel!« rief sie wütend und legte mit einer heftigen Bewegung auf.

Sekunden später tat es ihr leid, daß sie sich so hatte gehenlassen. Sie hätte souveräner sein sollen, um den anderen unsicher zu machen. So konnte er sich darüber freuen, daß es ihm gelungen war, sie zu beunruhigen. Das war überhaupt nicht gut.

Alexa Santos dachte über die Stimme nach. Sie lebte zwar allein, kannte jedoch zahlreiche Menschen, aber diese Stimme hatte sie noch nie gehört. Sie erweckte in ihr keine Assoziationen, der Mann war ihr völlig fremd, gleichzeitig aber gefährlich nahe, denn er kannte ihre Telefonnummer und wollte auch etwas von ihr.

Ihr Leben!

Er wollte sie killen, umbringen, und sicherlich hatte ihn der Teufel auf ihre Spur geschickt.

Noch einmal dachte sie über die Worte nach und fragte sich gleichzeitig, was er wohl damit gemeint haben könnte, daß sie ihm durch einen Zufall entwischt war. Wenn das tatsächlich zutraf, dann hätte sie ja schon auf ihn treffen müssen, das aber war nicht der Fall gewesen. Oder hatte sie es nicht bemerkt?

Seltsamerweise dachte sie wieder an die Polizisten im gegenüberliegenden Haus. Dort mußte einfach Jemand ums Leben gekommen sein, und wenn sie den Faden weiterspann, dann konnte es gut möglich sein, daß dieser Jemand ihretwegen gestorben war, auf Grund einer Verwechslung.

Das ließ sie erblassen.

Sie zitterte plötzlich und hatte das Gefühl, einen Drink zu brauchen. Über den weichen, hellen Teppich lief sie auf den Barschrank zu und

entnahm ihm eine Flasche Cognac. Sie nahm einen Schluck aus der Flasche, stellte sie wieder weg und ließ sich in einen der weißen Sessel fallen.

Hell und freundlich war die Umgebung. Für sie aber hatte sie sich verdüstert.

Warum?

Warum hatte sie die Nerven verloren? Nur durch diesen Anruf? Sie hätte doch wissen müssen, daß der Teufel so leicht nicht aufgab. Wenn er tatsächlich dahintersteckte, dann wunderte sie sich, daß er zu derartig profanen Mitteln gegriffen hatte und auch nicht anders handelte als irgendein Gangsterboß, der einen lästigen Konkurrenten aus dem Weg schaffen wollte.

Möglicherweise steckte dahinter Methode. Wenn sie gestorben war, wer hätte dann schon auf den Gedanken kommen können, daß dahinter die Kräfte der Hölle steckten?

Keiner…

Und das beunruhigte sie.

Ausgerechnet jetzt hatte sich der Reporter angemeldet. Sie kannte ihn zwar nicht, nur seine Stimme hatte sich nett angehört und war auch schließlich überzeugend gewesen, doch in ihrem veränderten Zustand fühlte sie sich ihm schon jetzt unterlegen.

Was ballte sich da über ihrem Kopf zusammen, um zu einer dichten Wolke zu werden, die wesentlich dunkler war als der Platz unter dem aufgespannten Sonnenschirm?

Es schellte.

Ein melodisch klingender Gong erreichte jeden Platz in der großen Wohnung.

Alexa Santos stand auf. Sofort spürte sie den Druck im Magen. Was würde sie tun, wenn plötzlich der Killer vor der Tür stand, um seinen Vorsatz in die Tat umzusetzen?

Nichts, gar nichts…

Schreie - oder…?

Bevor sie den Gedanken beenden konnte, hatte sie die Tür bereits geöffnet.

Nicht der Killer stand vor ihr, sondern zwei Männer, die sie ebenfalls nicht kannte…

***

Sofort sahen Bill und ich die Überraschung auf dem Gesicht der dunkelhaarigen Frau. Sie wirkte erschreckt, ängstlich, und ich überlegte, ob es daran lag, daß wir zu zweit bei ihr erschienen waren.

Aber konnte eine ehemalige Hexe eine so große Angst verspüren, wenn ihr zwei fremde Männer gegenübertraten?

Ich erfaßte ihr Äußeres mit einem Blick. Zum schwarzen Haar trug

sie ein langes, weißes Kleid, dessen Schnitt beinahe wie ein seidener Bademantel aussah. Zudem wurde das Kleid noch in der Mitte von einem verknoteten Gürtel zusammengehalten.

Das Gesicht war ziemlich schmal, wirkte aber wegen des hervorstehenden Knochengerüsts unter der dünnen Haut ein wenig männlich. Auch der Mund mit den schmalen Lippen trug dazu bei, der Eindruck allerdings wurde durch das weiche Kinn etwas gemildert. Die Haare waren nicht ordentlich gekämmt, sie hingen ziemlich struppig zu beiden Seiten des Kopfes nach unten und berührten mit ihren Spitzen die Schultern.

Wir hatten abgemacht, daß ich mich mehr im Hintergrund hielt, und Bill Conolly übernahm auch die Initiative. »Hallo«, sagte er, »erschrecken Sie nicht, Miß Santos, aber ich bin dieser Störenfried namens Bill Conolly.«

Hatte ich mich geirrt, oder hatte sie tatsächlich aufgeatmet? Ich war vielleicht zu voreingenommen und wollte abwarten, wie es weiterging.

»Ja, das ist nett. Ich habe Sie ja schon erwartet.« Sie sprach schnell und redete auch über unsere Verspätung, für die sich Bill sofort entschuldigte.

»Das macht auch nichts, Mr. Conolly, aber ich bin doch etwas überrascht, daß Sie nicht allein gekommen sind.«

Damit meinte sie natürlich mich, und Bill war auch darauf vorbereitet gewesen. »Pardon, ich hätte es Ihnen sagen müssen, aber es ist so, daß wir bei sehr wichtigen Gesprächen immer zu zweit kommen. Sie sind nun einmal für uns eine wichtige Persönlichkeit.«

»Danke sehr.«

»Aber wenn Sie wollen, kann Mr. Sinclair solange unten im Wagen auf mich warten…«

»Nein, nein, das habe ich nicht gemeint. Ich bin nur froh, daß Sie jetzt hier sind.«

»Ach ja?«

Sie ging nicht auf Bills Nachfrage ein, sondern bat uns in ihre Wohnung.

Das Penthouse gehörte zu den größeren. Dementsprechend großzügig waren auch die einzelnen Räume geschnitten, wie ich mit raschen Blicken erkannte, weil ein paar Türen offenstanden.

Alexa Santos führte uns durch einen Wohnraum, der überhaupt nichts Hexenhaftes besaß. Im Gegenteil, er war sehr hell eingerichtet worden. Weiße Möbel, dazu als Farbkontrast goldene Spiegelund Bilderrahmen und Kissen als Farbkleckse.

»Ist Ihnen doch recht, wenn wir das Gespräch auf der Terrasse führen - oder?«

»Nichts dagegen einzuwenden«, sagte Bill. Er betrat nach ihr die

Terrasse und schaute sich ebenso um wie ich.

Ein toller Blick, führwahr. Natürlich drehten wir die Köpfe nach rechts und sahen auch das offene Fenster, hinter dem dieser schreckliche Mord an dem Jungen stattgefunden hatte.

Wieder drang ein bitterer Geschmack in meine Kehle hoch, und ich spürte auch den Schweiß, der mir ausbrach. Zusammenreißen, das war alles, die Frau durfte nichts merken, die sich jetzt locker gab und nach einem Getränkewunsch fragte.

»Für mich Saft, wenn es möglich ist.«

»Sicher. Und für Sie…«

»John Sinclair«, sagte ich schnell. »Ich nehme das gleiche wie mein Kollege.«

»Okay, wunderbar. Bitte - dann setzen Sie sich schon. Es dauert nur eine Minute.«

»Danke, gern.«

Wir nahmen Platz, und Bill stellte seine Utensilien auf den runden Tisch mit der gelben Decke. Er hatte den Block, die Stifte und auch den Recorder aus einer Tasche geholt. Schließlich war er gekommen, um ein Interview zu führen.

»Dein erster Eindruck, John?«

»Das wollte ich dich gerade fragen.«

»Ja, aber ich war schneller.«

»Mal abwarten. Die Dame schien mir allerdings etwas nervig zu sein. Oder nicht?«

»Ja, den Eindruck hatte ich auch. Ängstlich sogar, um dann beruhigt zu sein, als sie hörte, wer wir sind. Wir werden sehen, wie sich die Dinge noch entwickeln werden, aber es kommt noch etwas hinzu, John. Du darfst nicht vergessen, daß man sie auch als eine Aussteigerin aus dem Dunstkreis des Teufels bezeichnen kann. Das bleibt ja irgendwo in den Knochen hängen. Ich bin gespannt, welches Vorleben sie geführt hat und wie sie überhaupt zu dem Begriff Hexe steht.«

Darüber hatte ich mir keine Gedanken gemacht. Mir ging es um andere Dinge, denn immer wieder drehte ich den Kopf, um in eine bestimmte Richtung zu schauen.

Das offene Fenster des Nachbarhauses zog mich magisch an. Ich überlegte dabei, ob ich es schaffte, eine logische Verbindung zwischen der Tat und der Anwesenheit der Hexe zu ziehen. So sehr ich auch grübelte, es wollte mir nicht in den Sinn. So mußte ich vorerst weiterhin an einen Zufall glauben.

Alexa Santos kehrte zurück. Auf einem weißen Tablett standen bunte Saftgläser. Der vitaminreiche Drink befand sich in einer Glaskaraffe.

»Darf ich einschenken?« fragte sie.

»Gern«, sagte Bill lächelnd.

Ich enthielt mich der Stimme. Alexa stand im Gegenlicht. Die Sonne berührte ihr Kleid und schien hindurch, so daß ich erkennen konnte, wie wenig sie unter der Seide trug. Nur einen schmalen, hauchdünnen Slip. Ihre Brustwarzen malten sich wie kleine, dunkle Kirschen ab.

Wir nahmen Platz, und es war Alexa, die ihr Glas hochnahm und uns zuprostete. Diesmal sah sie locker aus, als wäre ihr eine Last vom Herzen gefallen.

Der Saft war gut gekühlt, eine wahre Wohltat für unsere Kehlen. Bill Conolly erklärte ihr, wie er sich das Interview vorgestellt hatte. Er wollte nicht direkt mit irgendwelchen Fragen beginnen, sondern das Band noch nicht einschalten und zunächst ein Vorgespräch in Form einer lockeren Unterhaltung führen. »Sind Sie damit einverstanden, Miß Santos?«

»Sehr sogar, aber sagen Sie Alexa. Ich wußte bis heute nicht, daß Reporter so rücksichtsvoll sind.«

»Sein können«, korrigierte Bill. »Nicht alle bewegen sich auf meiner Wellenlänge. Es gibt auch Kollegen, die darunter laufen, aber diese Sensationsmache lehne ich ab.«

Um es noch überzeugender wirken zu lassen, nickte ich. Ich war froh über diese positive Atmosphäre und überließ Bill das Feld, ohne mich allerdings in meiner Wachsamkeit einschläfern zu lassen.

Bill wollte zuerst einiges über Hexen wissen und tat dabei völlig unwissend, was ihm ausgezeichnet gelang.

Wir erfuhren beide etwas über Schwarze Messen, an denen Alexa teilgenommen hatte. Sie war sogar international bekannt und tätig gewesen, denn diese schrecklichen Feiern hatte es in vielen Städten Europas gegeben.

Später hatte sie dann eingesehen, daß es der falsche Weg war und sich aus dem Kreis gelöst.

»Hat man das hingenommen?« fragte Bill.

»Ja und nein.«

»Wie meinen Sie das?«

»Meine Hexenschwestern hatten wohl nichts dagegen, anders verhielt es sich mit unserem Herrn und Meister.«

»Dem Teufel?«

»Richtig.«

»Dann hatten Sie Kontakt, Alexa?«

Zum erstenmal seit Beginn des Gesprächs verlor sie etwas von ihrer Sicherheit. Sie bewegte nervös ihre Hände, rieb die Flächen gegeneinander, schluckte auch den Speichel hinab und schaute sich unruhig um, als suchte sie nach irgendwelchen Feinden. »Ja, Bill, ich hatte Kontakt.«

»Wie? Sagen Sie nur nicht, daß Sie den Teufel gesehen haben! Daß er Ihnen als bockfüßiger Gehörnter erschienen ist? Das kann ich meinen

Leserinnen schwer verkaufen und…«

»So war es auch nicht.« Sie trank einen Schluck Saft, räusperte sich und sprach weiter. »Der Teufel hat sich uns nicht als Gestalt gezeigt. Nicht als Satan, nicht als Monster, nicht so, wie ihn die Menschen immer dargestellt haben. Er war anders, ganz anders. Er war für uns ein Geist. Wir spürten, daß er sich in unserer Mitte befand, denn wir merkten allesamt den kalten und gleichzeitig auch warmen Hauch, der über unsere Gesichter und Körper streifte.« Sie senkte ihre Stimme zu einem Flüstern. »Das war nicht gemacht, Bill, das war kein Trick, um irgendwelche Teenager einzuschüchtern, das war echt.« Sie schaute auf ihre Handrücken, die von einer Gänsehaut bedeckt waren.

Mein Freund runzelte die Stirn. »Was haben Sie dabei gefühlt?«

»Abscheu.«

»Noch etwas?«

»Auch Haß.«

Er nickte, als wollte er die Worte noch einmal bestätigen. »Nur gegen den Teufel oder auch gegen alles andere, was nicht so einfach zu begreifen ist?«

»Nur gegen den Teufel.« Sie holte tief Luft. »Ich will Ihnen ehrlich sagen, daß ich die Generalrichtung nicht geändert habe. Ich fühle mich als Hexe recht wohl, aber ich will nicht mehr auf seiner Seite stehen. Begreifen Sie das?«

»Schwerlich«, murmelte Bill und stellte die nächste Frage. »An welche Seite haben Sie dann gedacht?«

»An eine durchaus magische. Oder soll ich besser sagen, an eine geistigmagische?«

»Können Sie das näher erläutern?«

Das fiel ihr wohl schwer, denn sie legte die Stirn in Falten. »Ist nicht einfach, wenn man sich nicht, wie ich es getan habe, mit der Materie beschäftigt.«

»Trotzdem…«

Sie trank wieder, schaute zwischen uns hindurch und räusperte sich. »Es ist so, das heißt, nein, ich muß anders beginnen. Der Teufel lebt ebenso wie wir in einer Ebene, in einer fremden Welt, in einem nicht erfaßbaren, begreifbaren und auch meßbaren Bereich. Das ist alles eine Tatsache. Aber es gibt nicht nur auf der jenseitigen Seite das Reich des Teufels, des Bösen…«

»Auch noch andere?« tat Bill erstaunt.

»Ja.«

»Welche denn?«

»Viele, unzählige. Oft ist der Begriff Pandämonium gefallen, mit dem Sie bestimmt kaum etwas anfangen können…«

»Da haben Sie recht.«

»Und darum genau geht es.«

Bill schaute mich an, hob die Schultern und trieb es leicht auf die Spitze. »Fällt dir dazu etwas ein, John?«

»Kaum.«

»Der Begriff Pandämonium ist auch nur wenigen Eingeweihten bekannt«, sagte Alexa und strich durch ihr Haar, das der leichte Wind hochgeweht hatte. »Ich weiß nicht, ob es gut war, Ihnen davon zu berichten. Vielleicht habe ich Sie damit nur verunsichert.« Sie lächelte verkrampft. »Schon jetzt möchte ich Sie darum bitten, nichts in Ihrem Artikel über das Pandämonium zu schreiben.«

»Wenn Sie meinen, dann halte ich mich daran.«

»Danke.«

»Aber unter einer Bedingung.«

»Die wäre?«

Bill setzte sein harmlosestes Gesicht auf. Ich kannte ihn ja schon einige Jahre. Wenn er so schaute, dann brach er selbst den dicksten Eispanzer. »Sie müssen mir mehr darüber berichten. Ich zeichne auch nichts auf, ich werde es nicht verwenden, höchstens für mich, denn es fördert die Allgemeinbildung.«

Alexa mußte lachen, und sie sah regelrecht erlöst aus. »So etwas hat mir auch noch niemand gesagt.«

»Ich bin eben flexibel.«

Sie wurde schnell wieder ernst. »Es gibt gewisse Dinge, die den normalen Menschen verborgen bleiben. Das Pandämonium gehört dazu. Es ist der Begriff für alle Jenseitswelten, die für uns nicht einsehbar sind. Andere Dimensionen, in denen die Macht des Teufels keine Rolle spielt, die aber von schrecklichen Dämonen beherrscht werden, wobei diese dem Satan in nichts nachstehen.«

»Und das stimmt?«

»Ob es genau stimmt, kann ich Ihnen nicht sagen, Bill. Ich gehe einmal davon aus. Wir haben es gelernt, wir haben schreckliche Mächte beschworen, aber auch andere, die, das muß ich ehrlich zugeben, wunderbar und faszinierend sind.«

»Schön«, sagte der Reporter. »Und einer derartig faszinierenden Welt haben Sie sich angeschlossen?«

»Ja, ich sympathisiere mit ihr.«

»Wie sieht das genau aus?«

Alexa Santos legte den Kopf schief und lächelte verhalten. »Tja, das ist eine gute Frage. Ich kann Ihnen nicht genau sagen, wie diese Welt aussieht. Sie ist eben anders. Es existieren sehr wundersame Dimensionen, so daß mir fast der Vergleich mit der Geschichte des Mädchens Alice im Wunderland in den Sinn kommt. So ähnlich wie Alice fühle ich mich auch. Ich habe mich für die anderen Welten geöffnet, indem ich der des Satans entsagte.«

»Wie taten Sie das?«

»Pardon, Mr. Conolly, aber das bleibt mein Geheimnis. Das kann ich Ihnen wirklich nicht sagen. Ich… ich muß es einfach für mich behalten. Würde ich darüber reden, so käme ich mir wie eine Verräterin vor, was ich auf keinen Fall sein möchte. Man hat mich akzeptiert, man hat mir sogar eine Aufgabe übertragen.«

»Die Sie uns auch nicht näher erläutern wollen, nehme ich an.«

»So ist es.«

»Schade.«

Sie legte ihre Hand auf Bills Arm und lachte. »Machen Sie sich nichts daraus, Bill, ich bin fest davon überzeugt, daß unser Interview noch genügend Stoff bietet, um bei Ihrer Zeitschrift Seiten damit füllen zu können. So eng sollten Sie das wirklich nicht sehen. Ich möchte vor allen Dingen die Chance nützen, um andere Frauen davor zu warnen, denselben Weg zu gehen *wie* ich. Keine soll in eine derartige Lage hineingeraten, das verspreche ich…«

»Da haben Sie mich durchaus auf Ihrer Seite. Ich weiß nur nicht, ob ich durch den Artikel einen Erfolg garantieren kann. Man weiß ja nie, wie die Leser reagieren. Vielleicht ist es Ihnen zuwenig, vielleicht wollen Sie mehr, und deshalb werde ich Ihren Namen auch nicht nennen. Wir könnten uns jeweils auf die Anfangsbuchstaben einigen.«

»Das ist sehr lieb von Ihnen, Bill.«

»Gut, dann werde ich den Apparat mal einstellen.« Bill neigte sich vor und schaute mich an.

Ich nickte.

Bisher hatte ich mich zurückgehalten, war aber nicht eingeschlafen, sondern hatte sehr genau zugehört, ohne allerdings viel erfahren zu haben. Eines stand fest. Es war dieser Frau gelungen, einen Blick in das Pandämonium zu werfen, sie hatte hinter die Kulissen schauen können und war als Helferin von einer anderen dämonischen Macht akzeptiert worden. Das widerfuhr nicht jedem.

Es kam nicht zum Interview, und das hatte einen ganz profanen Grund. Die Türglocke meldete sich.

Nicht nur Bill und ich waren davon überrascht worden, auch Alexa Santos wunderte sich, was wir ihrem Blick entnehmen konnten, denn sie schaute ziemlich verdutzt in Richtung Wohnraum.

»Sie haben keinen Besuch erwartet, nehme ich an?«

»So ist es, Mr. Sinclair.«

»Wollen Sie trotzdem nachschauen?«

»Ja.« Alexa erhob sich. »Sie entschuldigen mich dann für einen Moment, bitte.«

»Aber gern.«

Sie ging, und wir schauten ihr nach, wie das seidene Kleid ihre Figur umschmeichelte. Bill hob sein Glas und trank einen tiefen Zug. »Scheint ja doch sehr ergiebig zu werden«, murmelte er.

»Klar, mein Freund. Aber das hattest du mir vorenthalten wollen, wenn ich mich nicht irre.«

»Hör auf, ich hätte dich schon früh genug eingeschaltet. Du kennst mich doch.«

»Eben weil ich dich kenne.«

Ich schaute wieder zum Nachbarhaus, wo das Fenster jetzt geschlossen war. In meinem Innern spürte ich eine seltsame Unruhe. Ich konnte einfach nicht mehr sitzen bleiben, stand auf und hörte Bill fragen, wo ich denn hinwollte.

»Nur mal nachsehen.«

»Ist gut.«

Ich betrat den Wohnraum. Von Alexa Santos war nichts mehr zu sehen. Sie stand sicherlich noch an der Tür. Ich ging langsam weiter. Wäre ich nur schneller gegangen, aber leider konnte ich nicht in die Zukunft schauen. So hörte ich nur die furchtbaren Geräusche, und dann hielt mich überhaupt nichts mehr…

***

Der Mann hieß Don Cussler, und er hatte siebzehn Morde auf dem Gewissen.

Er war achtunddreißig, schon stark ergraut und mordete für jede Partei, die ihn nur gut genug bezahlte. Zu seinen Kunden gehörten Regierungen ebenso wie Großkonzerne und Privatleute. Und im Auftrag eines Privatmannes war Cussler unterwegs.

Der Mann hatte sogar im voraus bezahlt. Eine sehr hohe Summe, das Doppelte von dem, was Cussler normalerweise für einen derartigen Job forderte. Und wenn er im nachhinein an seinen Auftraggeber dachte, konnte er nur den Kopf schütteln.

Ein kleiner Greis mit faltigem Gesicht, aber sehr bösen, kalten Augen. Er hatte gichtkrumme Finger, lappige Lippen und einen wahnsinnigen Haß auf eine gewisse Frau, die unbedingt so schnell wie möglich sterben sollte.

Und es hatte keine Zeugen geben dürfen.

Es gab auch keine.

Cussler dachte daran, daß er beim ersten Versuch Pech gehabt hatte, denn da war ihm ein Junge in den Weg gelaufen. Er hatte ihn leider töten müssen, denn er tat immer das, was sein Auftraggeber verlangte. Und vor ihm schauderte selbst Cussler, denn als ihn der alte Mann verlassen hatte, war eine Wolke hinter ihm hergeweht, die einen Schwefeldampfgeruch abgesondert hatte, als wäre dieser Kerl der Teufel persönlich gewesen…

Beim zweiten Anlauf mußte es klappen.

Cussler hatte sich nach dem Fehlversuch sofort zurückgezogen und war in ein kleines, aber zur Mittagszeit überfülltes Stehrestaurant

gegangen, wo er nicht auffiel und sich auch niemand an ihn würde erinnern können. Dort hatte er dann ein ebenso unauffälliges Gericht, einen Salat, gegessen und Mineralwasser dazu getrunken.

Dabei hatte er über seinen nächsten Versuch nachgedacht und war zu dem Resultat gelangt, die Tat direkt und ohne Umwege anzugehen. Er wollte sich dem Opfer in seinen eigenen vier Wänden nähern und das Überraschungsmoment voll auskosten.

Noch war die Frau ahnungslos. Sie hieß Alexa Santos, und Cussler wußte, daß sein Auftraggeber diese Frau wahnsinnig haßte. Er hatte nicht nach den Gründen gefragt, das tat er nie, aber der Alte wollte einfach nur ihren Tod. Bestimmt ging es um eine alte Rechnung.

Don Cussler wußte, daß man die Leiche des Jungen längst entdeckt haben mußte. Die Bullen waren demnach wo anders beschäftigt, und keiner der Typen würde es erwarten, daß der Killer ein zwetesmal und ganz in der Nähe zuschlug.

Ja, das mußte klappen.

Auf seinem sonnenbraunen Gesicht zeichnete sich ein knappes Lächeln ab, als er der Bedienung winkte, um die Rechnung zu begleichen. Das Mädchen lächelte zurück, weil es dachte, daß sie gemeint war, und Cussler ließ die Kleine mit dem Pferdeschwanz auch in ihrem Glauben. Er gab ein nicht zu hohes Trinkgeld - das hätte wiederum auffallen können, - leerte mit einem letzten Schluck sein Glas und ging.

Er trug nichts bei sich. Alles, was er brauchte, verbarg er unter seinem dunkelblauen Jackett. Es war so weit geschnitten, daß selbst eine Waffe mit Schalldämpfer nicht auffiel.

Auf ihn verließ er sich immer. So sah er sich selbst als ein Raubtier an, das lautlos an das Opfer heranschlich und es ebenso lautlos tötete.

Cussler verließ das kleine Restaurant und dachte daran, daß sein Dressing auf dem Salat wieder einmal zu fett gewesen war. Das bekamen die Engländer nicht in den Griff. Er selbst stammte aus den Staaten, da achtete man bei der Ernährung doch mehr auf Kalorien.

Bis zu seinem Ziel hatte er es nicht weit. Er legte den Weg zu Fuß zurück, fiel überhaupt nicht auf, wurde dann sehr wachsam, als er sich dem Hauseingang näherte.

Die Frau lebte oben in dem Penthouse. Er hatte sie von einem anderen Fenster aus erschießen wollen, für seine Pistole - eine Präzisionswaffe - kein Problem.

Nun, das hatte er nicht mehr gepackt, und so mußte er nahe an sie heran. Einen Blick würde er ihr gestatten, zu einem zweiten würde sie nicht mehr kommen.

Fünf Stockwerke und darauf das Penthouse, so sahen die äußeren Bedingungen aus. Cussler betrat die Halle, schaute sich um und freute sich, daß keiner da war, der von ihm Notiz genommen hätte.

Unbeobachtet näherte er sich dem Lift, stieg schnell ein und drückte den entsprechenden Knopf. Der Lift würde ihn in die letzte Etage bringen. Von dort aber führte sicherlich eine Treppe hoch zum Penthouse. Warum sollte es hier anders sein als in ähnlichen Häusern?

Er stieg aus.

Tatsächlich, die Treppe war vorhanden, und er lächelte darüber. Ein Schild wies darauf hin, daß die Treppe nur privat benutzt werden durfte, doch um Kleinigkeiten hatte sich Cussler noch nie gekümmert. Er ging hoch und bewies, daß er sich lautlos bewegen konnte, denn es war so gut wie kein Geräusch zu hören.

Er zog seine Waffe, als er die Wohnungstür sah. Noch einmal überprüfte er den Schalldämpfer. Er saß hundertprozentig sicher und brauchte nicht mehr festgedreht zu werden.

Was er tat, war perfekt.

Von Kleinigkeiten mal abgesehen, wie es ihm mit diesem Jungen passiert war.

Rechts neben der Tür sah er den Klingelknopf an der Wand.

Ein Guckloch gab es nicht, dennoch baute er sich schräg zur Tür hin auf und schellte. Der melodische Gong hallte durch die Wohnung, und als er ihn hörte, da ärgerte er sich darüber, daß er die Frau angerufen und nervös gemacht hatte. Aber er hatte sich über seinen Fehlschlag dermaßen geärgert, daß er dies einfach hatte tun müssen. Das war ihm früher noch nicht passiert. Er hoffte, daß er noch nicht zu alt war für den Job.

Gute Nerven hatte er noch immer. Es gelang ihm auch, die trüben Gedanken einfach zur Seite zu wischen. So etwas war nicht gut, das störte seine Arbeit.

Don Cussler wartete. Es dauerte ihm zu lange, und er fragte sich, ob die Frau überhaupt zu Hause war. Er hätte sich noch mal vergewissern müssen, dazu war ihm die Zeit nicht geblieben.

Er wurde zur Statue. Seine Sinne waren angespannt. Jetzt ›sah‹ er mit den Ohren, und das war gut so, denn hinter der Tür hörte er die leisen Schritte.

Sie war es.

Cussler kannte sich da aus. Er wußte sehr wohl die Schritte einer Frau von denen eines Mannes zu unterscheiden. In den folgenden Sekunden würde sich das Schicksal der Frau entscheiden.

Jemand öffnete die Tür.

Nicht einmal sehr vorsichtig, sondern ziemlich schwungvoll. Die Frau schien ahnungslos zu sein.

Ideal für den Killer.

Noch stand Cussler an der Seite. Als die Tür aufschwang, ging er einen Schritt vor.

Er sah die Frau, und er wußte, daß er gewonnen hatte, denn das

Erschrecken auf ihrem Gesicht lähmte die Bewegungen. So etwas nutzte Cussler immer aus.

Alexas Erschrecken verwandelte sich in die absolute Starrheit, als sie den Druck der Waffenmündung genau am Kinn spürte und entsprechend reagierte.

Mit steifen Bewegungen wich sie zurück. Im Gegensatz zu Cussler. Er ging geschmeidig wie ein Raubtier, vor allen Dingen lautlos, und er drückte sie in den Flur hinein.

»Keinen Laut!«

Sie hätte auch keinen Schrei über die Lippen gebracht, das Auftauchen des Mannes hatte sie zu stark überrascht. Durch den Schock konnte sie nicht einmal einen klaren Gedanken fassen.

Der Killer schaute sich um.

Es genügen ihm zwei Sekunden, um erkennen zu können, daß er und sein Opfer allein waren. Er sah zwar die offenen Türen, die aber waren sicherlich wegen der Wärme geöffnet worden.

Ein Luftzug wehte durch das Haus.

Cussler verzog nicht einmal die Mundwinkel, als er seine Waffe über Alexas Gesicht gleiten ließ. Er tat dies mit beinahe sanften Bewegungen, als wollte er eine warme Haut kühlen. Er beobachtete dabei die Augen seines Opfers. In ihnen war oft genug zu erkennen, wann und wie die jeweilige Person reagieren würde.

Noch sah er da nichts.

Erst als die Waffe die Stirn berührte, veränderte sich der Blick. In ihn kehrte ein gewisses Maß an Begreifen zurück. Jetzt hatte Alexa Santos bemerkt, welches Schicksal ihr bevorstand. Wahrscheinlich war ihr auch der kurze Telefonanruf eingefallen.

Begreifen und anschließende Reaktion folgten dicht aufeinander. Cussler konnte sich keine Sekunde mehr erlauben. Und sein Zeigefinger war immer schneller.

Nicht so schnell, wie er es gern gehabt hätte. Der Schrei klang schon auf. Spitz und dumpf zugleich.

Und zu früh.

Er schoß.

Es war kaum etwas zu hören. Der Schalldämpfer arbeitete perfekt. Er schluckte so gut wie alle Geräusche. Cussler erlebte die nächsten Augenblicke sehr intensiv, wie einen in Zeitlupe vorgeführten Film, in dem er die Hauptrolle spielte.

Alexa Santos kippte nach hinten. Dabei schien sie sich nur äußerst zäh vom Schalldämpfer zu lösen.

Er sah den *sauberen* Einschuß über den Augen und genau auf der Stirn, aber er sah noch mehr. Ein helles Blitzen, als hätte sich ein Sonnenschein in der Wunde verfangen. Cussler wußte dies nicht zu deuten. Er schaute dem Frauenkörper nach, der einen Drall

bekommen hatte und mit der rechten Seite zuerst auf den Boden schlug. Er sah auch kein Blut, aber diese Dinge registrierte er nur mehr am Rande, viel wichtiger war etwas anderes.

Ein Besucher erschien.

Er kam aus den hinteren Räumen. Wahrscheinlich hatte er sich auf der Terrasse aufgehalten und war durch den Schrei der Frau mißtrauisch geworden.

Keine Zeugen!

Cussler hatte stets so gehandelt. Deshalb war er auch auf seine Art so erfolgreich gewesen und war nicht ermittelt worden.

Auch hier würde sich nichts ändern.

Er zielte und schoß!

***

Ich hatte den leisen Schrei der Frau gehört, dann einen dumpfen Aufschlag, und ich wußte aus Erfahrung, was da hätte geschehen sein können. Etwas Schreckliches, Furchtbares, denn derartige Geräusche waren mir nicht neu.

Auch ich brauchte eine gewisse Zeit, um den Schock zu überwinden. Ich kam mir zudem vor, als wäre ich aus der normalen Gegenwart herausgerissen worden. Irgend etwas in meinem Innern sträubte sich dagegen, gewisse Dinge zu akzeptieren. Ich wollte einfach den Tod und das mörderische Ende nicht wahrhaben.

Nicht in dieser Wohnung, nicht in dieser Idylle. Aber darauf nahmen Killer keine Rücksicht. Bei dem toten Jungen hatte ich es leider auch erleben müssen.

Alexa Santos lag auf dem Boden. Obwohl ich sie nur aus einer gewissen Distanz sah, wußte ich sofort, daß sie nicht mehr lebte. Die Wahrheit traf mich wie ein Schwall, aber darum durfte ich mich nicht kümmern, denn Alexa war nicht allein.

Ihr Mörder war noch bei ihr.

Sie lag, er kniete.

Und er hatte die Waffe.

Wir sahen uns zugleich. Für ihn gab es nur eine Alternative. Er mußte mich, den Zeugen, aus dem Weg räumen. Und wieder erlebte ich die Szenerie so zeitlupenhaft langsam. Er riß die Waffe hoch und war viel schneller als ich es je geschafft hätte, an die Beretta heranzukommen. Während einer kurzen Zeitspanne befand ich mich in Lebensgefahr und konnte nur mehr reagieren, wobei ich auf mein Glück hoffte.

Ich sah, daß er abdrückte, aber ich befand mich bereits auf dem Weg nach rechts. So wuchtig wie möglich hatte ich mich dorthin katapultiert, ich wußte ja, wie schnell eine Kugel war, jedenfalls immer schneller als die Reaktion eines Menschen.

Ich hatte Glück.

Es mußte der berühmte Sekundenbruchteil gewesen sein, der mir das Leben gerettet hatte. Als ich auf den Boden prellte, hörte ich es in meiner Nähe klirren. Die Kugel hatte eine bunte Vase erwischt und sie zertrümmert.

Ich blieb nicht liegen, rollte mich herum und griff dabei zur Waffe. Ein zweites Geschoß hackte in den Teppich, und noch während ich über den Boden rollte, gelang mir ein Blick auf die Terrasse, wo ich plötzlich meinen Freund Bill sah, der natürlich zumindest durch das Splittern der Vase aufmerksam geworden war und jetzt nachschauen wollte.

»Bleib in Deckung!« brüllte ich ihm entgegen.

Ich hoffte, daß er richtig reagierte, denn sehen konnte ich ihn nicht mehr, weil mir ein Sessel die Sicht nahm, den ich jetzt als Deckung benutzte. Sein Polster war dick genug, um eine Kugel aufzuhalten.

Der Killer schoß nicht mehr.

Sekunden verstrichen. Ich lag auf dem Rücken, die Arme vorgestreckt, die Beretta hielt ich jetzt in beiden Händen. Mit der linken Hand unterstützte ich mein rechtes Gelenk.

Der Killer zeigte sich nicht. Ich hörte auch keine Schritte, nicht das leiseste Schleifen auf dem Teppich drang an meine Ohren. Nun erst merkte ich, wie schlimm die Ruhe war.

Totenruhe.

Ich robbte ein Stück vor. Das dünne stählerne Sesselbein ragte dicht vor meinen Augen hoch, so daß ich den Blick drehte und an diesem Bein vorbei in Richtung Wohnungstür schaute. Dort mußte der heimtückische Killer lauern.

Seltsam, aber ich hatte plötzlich das Gefühl, daß er auch der Mörder des Jungen war.

Ein leises Geräusch unterbrach die Stille. Ich hatte es identifiziert. So etwas entsteht nur, wenn eine Wohnungstür ins Schloß fällt. Deshalb war ich sicher, daß der Killer die Wohnung verlassen hatte.

Ich schnellte in die Höhe.

Bill Conolly mußte mich von der Terrasse her beobachtet haben, denn er rief etwas in das Zimmer hinein, das ich nicht verstand. Er bekam auch von mir die Antwort.

»Kümmere du dich um Alexa!«

Als ich dies rief, befand ich mich bereits mit ihr auf gleicher Höhe und streifte ihr Gesicht mit einem schnellen Blick. Es war so starr, so leblos.

Ja, sie war tot.

Ich erreichte die Wohnungstür und machte nicht den Fehler, sie aufzuziehen und in den Flur zu spurten. Sehr vorsichtig öffnete ich sie, blieb dabei im toten Winkel und handelte erst, als niemand auf mich

feuerte.
Im Hechtsprung katapultierte ich mich in den Flur, rollte mich ab und streckte wieder die Arme mit der Beretta vor, wobei ich die Hände bewegte und ein Ziel suchte.
Es gab kein Ziel!
Ich schluckte und hatte das Gefühl, innerlich einzufrieren. In Luft hatte sich der verfluchte Killer nicht aufgelöst. Er war geflohen und wahrscheinlich schon unten.
Als ich aufstand und vor mir die Treppe sah, hörte ich auch einen Fluch. Es war eine fremde Stimme, die gesprochen hatte, doch ich ging davon aus, daß es der Killer war.
Ich wußte nicht, wieso er geschimpft hatte. Vielleicht hätte er den Lift sperren sollen und hatte nun das Pech, ihn erst nach oben holen zu müssen.
Wie dem auch war, für mich hatte sich dadurch eine Chance ergeben. Möglichst leise bewegte ich mich die Stufen der Treppe hinab, allerdings auch in dem Bewußtsein, in den Tod gehen zu können…

***

Bill Conolly wußte nicht genau, was geschehen war. Er hatte nur den Warnruf seines Freundes gehört und war tatsächlich in Deckung gegangen, zumindest hatte er sich in den toten Winkel gestellt.
Hinter seiner Stirn liefen die Gedanken Amok.
Er fragte sich, was da passiert war. Schüsse hatte er nicht gehört, das jedoch besagte nichts. Der Killer konnte ebensogut einen Schalldämpfer auf die Waffe geschraubt haben.
Auch ihm wurde die Zeit lang. Er spürte die Strahlen der Sonne jetzt viel intensiver, der Schweiß war ihm ebenfalls ausgebrochen und rann in seinen Nacken.
Der Reporter schaute nicht direkt in das Wohnzimmer. Er versuchte, etwas in einer schräg gestellten Sonnenlicht reflektierenden Scheibe zu erkennen, was ihm nicht ganz gelang.
Ein leises Geräusch hörte er, konnte es aber nicht identifizieren.
Seine Beretta hielt er ebenfalls in der Hand. Wenn Bill unterwegs war, nahm er die Waffe mit, die andere, die ultimative, die Goldene Pistole, die ließ er zu Hause zurück, denn sie setzte er nur im Notfall ein, weil sie eben so furchtbar war.
Die Stimme seines Freundes John unterbrach Bills Gedanken. Und dieser eine Satz entsetzte ihn.
»Kümmere du dich um Alexa!«
So wie der Geisterjäger das gesagt hatte, war das Schlimmste zu befürchten. Und daß er sich überhaupt gemeldet hatte, ließ darauf schließen, daß die Luft rein war.
Trotzdem blieb Bill vorsichtig. Er eilte nicht in den Wohnraum,

sondern ging sehr langsam. Schritt für Schritt näherte er sich dem Zentrum, in seiner Kehle spürte er einen gewissen Druck, und das von der Scheibe zurückgeworfene Sonnenlicht blendete ihn für einen Moment.

Der größte Teil lag offen.

Das Licht verteilte sich auch im Wohnraum, allerdings nicht so intensiv, als daß es nicht auch Schatten gegeben hätte. Und eben an einer dieser schattigen Stellen sah er die Gestalt der Frau.

Alexa Santos lag leblos auf dem Boden!

Für einen Moment blieb Bill stehen, als wäre eine Mauer da, die ihn daran hinderte, weiterzugehen.

Er wollte den Anblick nicht wahrhaben, denn für ihn war er einfach schrecklich. Fast so schlimm wie der des toten Jungen, und er fragte sich, ob es zwischen den beiden Taten nicht einen Zusammenhang gab.

Sie lag auf dem Rücken.

Blaß wie aus Wachs geformt war das Gesicht. Die Augen standen weit offen und starrten so verdammt leer gegen die Decke. Er sah auch, daß sich ihr Gesicht in Höhe der Stirn verändert hatte.

Dort mußte sie das Geschoß getroffen haben.

Wie bei dem Jungen…

Es war für Bill Conolly nicht zu begreifen. Kurz hintereinander zweimal die schrecklichen Taten, das grenzte schon an Wahnsinn. Seine Kehle glich einer Wüste, so ausgetrocknet war sie. Er kam sich vor wie ein Verlierer, doch auch John Sinclair hatte die Frau nicht retten können, was er allerdings nicht als einen Trost ansehen wollte.

Er ging durch den Raum und kam sich vor wie in einem Vakuum. Alles war ihm so fremd geworden, das Sonnenlicht zeigte nicht mehr die strahlende Helle, die Gegenstände in der Wohnung warfen lange Schatten, als hätte der Tod sie nachgezeichnet.

Bill wußte, daß man ihr einen Killer geschickt hatte. Doch er fragte sich, wer dieser Killer gewesen war. Hatte er zu den Menschen gehört, oder war er ein Wesen aus dem Pandämonium gewesen?

Dieser Begriff wollte ihm nicht mehr aus dem Kopf.

Die Frau hatte darüber berichtet. Sicherlich nicht alles. Bill nahm deshalb an, daß sie gut informiert war, und er hätte jetzt gern noch mehr gewußt.

Neben der Toten ging er in die Knie. Er schaute an ihrem Körper entlang nach oben, bis sein Blick das Gesicht erfaßte. Für einen Moment verschwammen die Züge vor seinen Augen und schufen denen des toten Jungen Platz.

Der aber hatte anders ausgesehen. Zwar hatte sich auch das Loch in der Stirn gezeigt, aber doch nicht so wie bei dieser Person hier. Bill sah kein Blut. Nicht der geringste Tropfen war über den Wundrand

gequollen und hatte sich auf das Gesicht gelegt. Er sah überhaupt kein Blut und auch keine direkte Wunde.

Der Reporter schrak zusammen. Erst jetzt kam er dazu, sich über dieses Phänomen Gedanken zu machen. Ihm wollte es einfach nicht in den Sinn, was sich da vor seinen Augen zeigte. Das… das konnte kaum wahr sein. Alexa Santos war von einer Kugel getroffen worden, die auch in ihrer Stirn stecken mußte, aber nicht ein Tropfen Blut schimmerte nahe der Wunde. So etwas war nicht zu begreifen.

Scharf preßte er die Luft aus. Er fürchtete sich plötzlich vor dem Anblick, weil er eben so unnatürlich war. Man mußte ihn schon als ein Phänomen ansehen. Manche Phänomene sind ja erklärbar, dieses hier war es für Bill nicht.

Magie, dämonische Kraft, ein besonderer Abwehrriegel - hier kam eben einiges zusammen, doch eine genaue Erklärung fiel ihm nicht ein. Es war auch unmöglich, sie zu verlangen.

Die ›Tote‹ war ihm suspekt. Automatisch stellte sich ihm die Frage, ob sie überhaupt tot war oder ob nicht doch etwas anderes mit ihr passiert war. Er streckte seine Hand aus. Es fiel ihm schwer, die Innenfläche über das Gesicht gleiten zu leiten, aber etwas mußte er tun, um seinen Verdacht bestätigt zu sehen.

Die Haut war noch einmal warm. Klar, auch bei einer normalen Leiche wäre sie nicht so schnell abgekühlt, doch da gab es noch etwas, das ihn störte. Die Haut schien sich innerhalb kurzer Zeit verändert zu haben. Sie war nicht mehr weich und straffer geworden. Hart kam sie ihm vor, beinahe schon wie die glatte Oberfläche eines Steins.

Da konnte etwas nicht stimmen.

Er untersuchte sehr genau die Stelle, wo die Kugel Alexa Santos getroffen hatte. Auf der Stirn hätte sich die Wunde abzeichnen müssen. Er glaubte auch daran, so etwas wie ein Einschußloch gesehen zu haben, doch das war nicht mehr da.

Spannte sich die Haut wieder normal auf der Stirnpartie? Im ersten Augenblick sah es tatsächlich so aus, und Bill wollte es genauer wissen. Aus diesem Grunde beugte er sich vor. Er nahm die Stelle, die von der Kugel erwischt worden war, unter die Lupe. Die Haut hatte sich zusammengezogen.

Eine Narbe war schwach zu erkennen.

Das war überhaupt nicht zu erklären.

Er hob die Schultern und konzentrierte sich auf die Augen der Toten. Sie waren nicht geschlossen.

Wie auch bei Sven Abels standen sie offen. Aber dieser Blick war einfach anders. Nicht so glanzlos und leer. Bill schalt sich einen Narren, als er darüber nachdachte.

»Nicht bei einer Toten«, flüsterte er.

Oder doch?

Er wußte nicht mehr, was er denken sollte. Jedenfalls war ihm klar, daß mit dem Tod der ehemaligen Hexe der Fall noch nicht beendet sein mußte. Er konnte durchaus erst am Anfang stehen, wobei die bösen Überraschungen noch kamen.

Es war zwar kein Leben mehr im Blick der Augen, aber Bill entdeckte dort etwas anderes. Er wußte selbst nicht, ob er es als Wissen bezeichnen konnte oder als ein gefährliches Lauern, wobei die Person nur darauf zu warten schien, daß etwas Bestimmtes passierte.

Der Reporter dachte an seinen Freund John Sinclair. Er wußte nicht, was mit ihm war, aber es stand fest, daß er einen Killer verfolgte. Nicht nur irgendeinen, sondern einen Töter, der durchaus als Profi in seinem Geschäft angesehen werden konnte.

Deshalb war er auch gefährlich.

Möglicherweise zu gefährlich für eine einzelne Person. Dies wiederum ließ bei Bill die Alarmglocken klingeln. Da konnte möglicherweise etwas schiefgehen. Nicht, daß er John Sinclair nicht viel zugetraut hätte, aber zu zweit war es besser.

Er stand wieder auf.

So ganz recht war es ihm nicht, die Tote hier zurückzulassen. Aber was sollte er tun? Er konnte sich nicht in zwei Hälften teilen und an verschiedenen Orten zugleich sein.

Bill ging mit langen Schritten auf die Wohnungstür zu. Er hatte den Flur kaum betreten, als er stoppte, weil er hinter sich ein Geräusch gehört hatte.

Außer ihm und der Toten befand sich niemand im Raum.

Eis strömte über seinen Nacken.

Für die Dauer eines Lidschlags blieb er auf der Stelle stehen. Dann hatte er sich entschlossen.

Bill drehte sich um.

Das seltsame Geräusch blieb. Es klang so, als würde ein flacher Gegenstand über den Teppich schaben.

Der Gegenstand war eine Hand, und sie gehörte tatsächlich der Toten. Sie und der Arm hatten gezuckt. Die Hand bewegte sich flach über den Teppich, als würde sie von einer Leine gezogen, und die ›Tote‹ hatte sich auf die Seite gedreht. Dabei blieb es nicht.

Fassungslos schaute der Reporter Bill Conolly zu, wie sich Alexa Santos erhob…

***

Ich hörte den Killer nicht mehr sprechen, wußte aber, daß er sich noch in meiner Nähe aufhielt. Es konnte durchaus an seiner Ausstrahlung liegen, die mich sensibel gemacht hatte und mich gleichzeitig warnte. Ich dachte daran, daß auch ich mich nicht völlig geräuschlos bewegen konnte. Ich blieb auf einer bestimmten Stufe

stehen. Von hier aus fiel mein Blick bis auf das Ende der Treppe.

Aber da lauerte auch nichts.

Kein Grund zur Panik, denn noch konnte ich die Tür des Lifts nicht sehen. Sie lag weiter links. Eine Nottreppe gab es ebenfalls. Sie begann am Ende des oberen Flurs hinter einer schmalen Glastür.

Ein gezischter Fluch erreichte meine Ohren. Ich nahm an, daß der Killer ärgerlich oder nervös wurde, weil der Lift noch immer nicht gekommen war.

Ein gereizter Killer ist ebenso gefährlich wie ein aufgeputschtes Raubtier. Ich mußte mit allem rechnen, wenn er mich entdeckte.

Er hatte bereits zweimal auf mich geschossen und beide Male gefehlt. Einen dritten Fehlschuß konnte er sich nicht erlauben.

Ich überwand meine Scheu und ging auf die nächste Stufe zu. Zuerst berührte ich sie nur mit den Zehenspitzen, dann stellte ich den Fuß in seiner gesamten Länge darauf, drehte den Kopf nach links, ging noch eine Stufe vor - und atmete tief durch.

Er war da.

Ich sah seinen Rücken.

Aber der Killer blieb nicht still. Er berührte immer wieder den Sensorknopf, schaute auch in Richtung Nottreppe, und ich wartete darauf, daß er sich umdrehte, weil er ja damit rechnen mußte, daß ihn jemand verfolgte.

Auf der Außenskala leuchteten endlich die Nummern der Etagen auf. Der Lift kam hoch.

Dazu wollte ich es nicht kommen lassen. Als ich hörte, wie der Killer aufatmete, machte ich ihm einen Strich durch die Rechnung und sprach ihn leise deutlich an. »Treten Sie zurück und nehmen Sie die Hände hoch, Mister!«

Damit hatte er nicht gerechnet. Noch nicht. Vielleicht hatte er auch auf seine Wirkung als Killer gehofft und auf die Angst des anderen gebaut. Das war nun vorbei.

Ich bewegte mich nicht, ich wartete auf seine Reaktion, und er trat tatsächlich einen Schritt zurück, wobei er sogar die Arme hob. Für dieses Wetter war er zu dick angezogen. Er trug tatsächlich einen grauen Anzug und dunkle Schuhe, wirkte wie ein Handelsreisender, der dazu vergattert ist, seine Kunden nur in Anzug und Krawatte zu besuchen.

Aber diese Vertreter trugen normalerweise keine geladenen Waffen bei sich. Dieser Killer schon, das wußte ich. Sogar eine mit Schalldämpfer. Er hatte ja auf mich geschossen.

»Das ist alles sehr gut, Mister!«

»Ja, ich bin ein Menschenfreund«, erwiderte er sarkastisch.

»Das möchte ich nicht beurteilen. Ich hätte nur gern Ihre Waffe. Seien Sie sehr vorsichtig, immer schön behutsam. Holen Sie das

Schießeisen hervor, und denken Sie immer daran, daß Sie nicht allein auf der Welt eine Schußwaffe tragen.«

»Ich weiß.«

»Dann bitte.«

Ich stand ziemlich günstig. Mit dem Rücken lehnte ich an der Wand und hatte meine Füße auf zwei Treppenstufen verteilt, um so eine optimale Standfestigkeit zu haben.

Ich wußte, daß sich in der folgenden Minute die entscheidende Szene abspielte. Für den mir namenlosen Killer ging es um alles oder nichts. Entweder schaffte er den Absprung und schaltete mich durch irgendeinen Trick aus, oder ich war stärker. Dann würde er für den Rest seines Lebens nicht mehr aus dem Zuchthaus herauskommen.

Ich war nicht der erste Polizist, der sich in einer derartigen Lage befand. Und wie zum Hohn erschien die Fahrstuhlkabine. Sogar die Tür öffnete sich automatisch, da konnte er in die Kabine schauen, in den Fluchtweg gewissermaßen, und ich sah auch, wie sich seine Haltung für einen Moment spannte.

»Wagen Sie es nicht…« Den Rest ließ ich unausgesprochen. Er begriff ihn auch so.

»Keine Sorge, Meister. Aber ich hätte noch eine Frage. Bist du eigentlich ein Bulle?«

»Polizist!« korrigierte ich ihn.

»Das ist für mich dasselbe, Bulle oder Polizist. Beide werden mies bezahlt.«

»Für mich reicht es aus.«

Er lachte. »Tatsächlich? Deine beschissenen Einkünfte reichen? Das würde mich aber wundern.«

Er versuchte es wirklich mit allen Tricks. Bestechungen hatte ich noch nicht erlebt. Zumindest keine, bei denen es um Geld ging.

»Was hältst du von zehntausend Pfund? Ich werfe meine Waffe weg oder entlade sie vor deinen Augen, dann lege ich dir das Geld vor die Füße, und du brauchst nichts anderes zu tun, als für fünf Minuten die Augen zu schließen oder nur das Geld nachzählen. Ich kenne dich nicht, ich weiß nicht, mit wem ich es zu tun habe. Ich verschwinde einfach. Du hast mich nie gesehen.«

In mir stieg die Wut über diese Unverfrorenheit hoch. Es gab bestechliche Polizisten. In dem einen Land mehr, in dem anderen weniger. Natürlich hatten auch wir unsere Skandale erlebt, selbst Scotland Yard war davon nicht verschont geblieben, aber Polizisten, die sich bestechen ließen, gehörten glücklicherweise zur Minderheit. Da mochte man zur Polizei stehen, wie man wollte.

»Nun?«

»Ich will Ihre Waffe. Und ich lasse mich nicht bestechen, aber ich habe mir gemerkt, daß Sie es versucht haben. Es wird Ihrem

Killerkonto noch hinzugezählt.«

»Kann man nichts machen«, sagte er. Es hatte sich angehört, als wollte er aufgeben.

Damit rechnete ich nicht. Typen wie dieser Mörder hatten für den Notfall immer Tricks auf Lager, und ich paßte jetzt noch mehr auf. Den linken Arm ließ er oben, dafür bewegte er den rechten und hörte dann meine Aufforderung, sich umzudrehen. Ich wollte ihn anschauen, wenn er sein Mordinstrument zog. Wenn er mir den Rücken zudrehte, war er mir doch der Kontrolle zu sehr entglitten.

Er gehorchte mir auch und drehte sich um, aber anders, als ich es gewollt hatte.

Plötzlich wurde er schnell.

Ein Schrei löste sich aus seinem Mund. Er warf sich zur Seite und fiel dabei noch ineinander, um ein möglichst kleines Ziel zu bieten. Während er fiel, wirbelte er herum. In der rechten Hand hielt er die Waffe mit dem Schalldämpfer.

Ich war trotzdem schneller, denn alle Chancen standen auf meiner Seite. Zudem hatte ich seine Aktion schon im voraus geahnt, und ich mußte jetzt schießen.

Im Flur krachte der Schuß überlaut. Ich sah, wie der Killer zusammenzuckte. Wo ihn das Geschoß erwischt hatte, konnte ich nicht sehen. Es schien noch in seinem Körper zu stecken. Die Lifttür war wieder zugefallen. Der Killer kippte gegen die Verkleidung. Vergeblich hatte er versucht, sich festzuhalten, doch die Kraft hatte ihn verlassen. Dann sah ich das Blut. Es hatte an der Tür einen schmierigen Streifen hinterlassen.

Der Mörder schlug auf.

Er hielt seine Waffe noch fest wie einen letzten Rettungshalm. Und er versuchte, sie in meine Richtung zu drehen. Die Jacke stand offen, und auf dem weißen Hemd schimmerte der rote Fleck, nicht einmal weit vom Herzen entfernt.

In seinem Gesicht stand der Haß. Unter dem Schweißfilm zeichnete er sich deutlich ab. Er wollte mich niedermachen, doch die Kraft verließ ihn. Er bekam seine Waffe nicht mehr in die Höhe. Zwar bewegte sie sich, doch dann rutschte sie ihm aus der Hand und blieb liegen. Noch einmal verzerrte sich sein Gesicht. Er öffnete den Mund, röchelte mir etwas entgegen, dann erschlaffte die Gestalt.

Der Killer war tot!

Ich atmete zuerst tief ein, dann ebenso tief wieder aus. Danach überkam mich das Zittern. Ein Schock, der die Spannung löste. Es hätte auch anders kommen können, doch ich hatte wieder einmal riesiges Glück gehabt.

Ich lehnte mich gegen die Wand und mußte mich ausruhen. Das Zittern war nach wie vor da, aber es ging auch vorbei. Ich näherte

mich dem Killer und fing mit einer Untersuchung an. Viel Hoffnung hatte ich dabei nicht, denn diese Killer sind mit allen Wassern gewaschen. Sie tragen nie etwas bei sich, das sie hätte identifizieren können. Bargeld und einen Autoschlüssel fand ich, mehr nicht.

Ich ärgerte mich darüber, daß ich ihn tödlich getroffen hatte. Viel lieber hätte ich ihn kampfunfähig geschossen und unseren Experten zum Verhör überlassen. Nicht nur ich wäre in diesem Fall weitergekommen, bestimmt hätten sich auch andere, bisher ungelöste Mordfälle lösen lassen können. So aber waren wir die Dummen.

Ob der Schuß gehört worden war, wußte ich nicht. Jedenfalls tauchten keine Neugierigen auf. Eines stand fest. Es hatte schon drei Tote gegeben, wenn ich den Jungen mitzählte, und jetzt war die Spur abgerissen, kaum daß der Fall überhaupt richtig begonnen hatte.

Das wiederum ärgerte mich, denn wir mußten wieder ganz von vorn anfangen. Wo konnte der Faden wieder aufgenommen werden?

Bei Alexa Santos.

Die aber war tot. Deshalb mußten wir in ihrem vergangenen Leben herumstöbern. Möglicherweise fanden wir dort einen Hinweis, der uns weiterbrachte.

Nur, so fragte ich mich, wohin hätte er uns bringen sollen? Hatte der Teufel, von dem sich Alexa ja verfolgt fühlte, durch ihren Tod nicht sein Ziel erreicht? Wenn ja, dann wäre der Fall hiermit abgeschlossen gewesen.

So aber dachte ich nicht, weil ich mich auch von meinem Gefühl leiten ließ und nicht nur rational überlegte. Ich wurde den Eindruck nicht los, daß mehr dahintersteckte. Möglicherweise hatten wir auch etwas übersehen, vielleicht kam ich auch durch Bill Conolly weiter. Er hatte die Frau zwar kaum gekannt, zumindest aber besser als ich.

Daß der Teufel einen Killer beauftragte, war höchst selten. Ich dachte auch über dessen Motiv nach.

Es fiel mir nicht leicht, mir vorzustellen, daß er unter all seinen Vasallen niemand für diesen fürchterlichen ›Job‹ gefunden hatte. Vielleicht wollte er auch, daß hinter dem Mord an Alexa Santos nicht er vermutet wurde.

Wie dem auch war, ich ging davon aus, daß mir eine sehr schwere Aufgabe bevorstand.

Noch einmal warf ich einen Blick auf den Toten. Dann ging ich mit schwer wirkenden Schritten die Treppe wieder hoch…

Ein Zombie!

***

Dieser eine Gedanke schoß dem Reporter durch den Kopf, als er sah, wie die Tote ihren Arm bewegte. Eine lebende weibliche Leiche, ein Wesen, das den Tod überwunden hatte und von nun an alles haßte

und vernichten wollte, was menschlich war.

Bill kannte sich mit lebenden Leichen aus. Er wußte, wie brutal und gefährlich sie waren. Sie interessierte kein anderes Leben mehr. Sie wollten es nur vernichten.

Was würde sie tun, wenn sie aufstand? Sich auf ihn zubewegen? Das konnte sie, denn Bill besaß eine mit geweihten Silberkugeln geladene Waffe, die auch gegen Zombies half.

Noch brauchte er sie nicht einzusetzen, denn Alexa lag noch am Boden. Sie drehte sich um und präsentierte Bill nun ihren Rücken.

Unter dem dünnen Kleiderstoff, zeichnete sich deutlich der Verlauf ihrer Wirbelsäule ab. Es waren Kleinigkeiten, die Bill wahrnahm, auch das Zucken der Haut in ihrem Nacken.

Sie zog Beine und Arme zugleich an und stand auf.

Noch immer interessierte sie sich nicht für Bill Conolly. Der aber richtete sicherheitshalber die Mündung der Beretta auf ihren Rücken. Auch wenn sie plötzlich herumfuhr, würde er schießen, denn er war auf alles gefaßt.

Alexa blieb an einer Stelle stehen. Sogar breitbeinig, damit sie genügend Standfestigkeit hatte. Dennoch schwankte sie leicht. Manchmal sah es aus, als würde sie wieder fallen, aber sie hielt sich. Drei kleine Schritte ging sie vor, um dann den Arm auszustrecken, weil sie auf einer Sessellehne Halt finden wollte.

So stützte sie sich ab.

Bill wartete. Er zielte auf die Gestalt, die tot war und trotzdem lebte. Seine Brust hob und senkte sich unter den heftigen Atemzügen. Der kalte Hauch des Grauens streifte sein Gesicht und hinterließ dort ein leichtes Kribbeln. Zudem hatte er den Eindruck, sein Magen wäre zu einem Eisklumpen geworden. Er wollte die Frau nicht töten, aber es würde ihm wohl nichts anderes übrigbleiben.

Bill glaubte auch, ein leises Stöhnen zu hören, bevor sich die Gestalt bewegte. Sie drehte sich sehr langsam um. Bill wußte genau, weshalb sie das tat.

Innerlich war er jetzt kalt wie Eis. Er hob die Waffe etwas an, richtete die Mündung auf den Kopf.

Aus seinem Mund drang ein schweres Seufzen, denn er hatte jetzt erkannt, was mit dieser Person geschehen war. Seine Lösung, hier einem Zombie gegenüberzustehen, verschwamm immer mehr.

Zwar blieb er dabei, aber dieser Zombie konnte nicht mit normalen Maßstäben gemessen werden.

Er war anders, und er war zudem von einer unerklärlichen und auch sichtbaren Kraft erfüllt.

Auf der Stirn, genau zwischen den Augen, genau dort, wo die Kugel die Frau erwischt hatte, sah er das Licht. Es kam ihm vor, als hätte jemand dort einen hellen Stein hineingepreßt oder einen

Sternensplitter. Das Licht der Juni-Sonne war sehr grell, doch das Strahlen an der Stirn der lebenden Leiche war mit diesem Licht nicht zu vergleichen. Es gleißte viel stärker, wie ein aus zahlreichen Facetten bestehender kleiner Spiegel, der all das Licht zurückschleuderte, das gegen ihn fiel.

Sie stand da und rührte sich nicht. Bill sah auch nur einen Teil des Gesichts, die obere Hälfte war nicht mehr zu erkennen. Dort hatte sich das Licht eingenistet.

Feindschaft spürte er nicht. Nein, diese Person war nicht seine Feindin. Sie konnte zwar in seine Augen sehen, er aber nicht in die ihren, denn dort schwamm und zuckte das helle Licht. Ein Licht so hell wie das, von dem die Toten berichtet hatten, wenn sie von ihrem kurzen Trip ins Jenseits wieder zurück auf die Erde gekehrt waren.

War sie eine Mischung aus einer Toten und einer Lebenden?

Bill wußte es nicht. Er konnte nur auf der Stelle stehen und staunen. Er gab sich auch der neuen Atmosphäre hin, denn diese war völlig anders, als sie es vor der Verwandlung gewesen war. Die Beretta kam ihm plötzlich lächerlich vor.

Eine klarere Luft, keine Schwüle mehr, herrliches Licht, das ihm so unwahrscheinlich entfernt vorkam.

Er hatte sich auf den Mund der Alexa Santos konzentriert. Jetzt sah er, wie sich die Lippen bewegten, und plötzlich zeigte der Mund ein freundliches Lächeln.

Nein, sie war keine Feindin.

Bill wollte ihr zeigen, wie er ihr gegenüber stand und steckte die Beretta wieder weg. Sollte es nötig werden, konnte er sie auch ebenso schnell wieder ziehen.

Alexa Santos hob den rechten Arm.

Die schmalgliedrigen. Finger bewegten sich und schickten ihm einen Gruß zu. Bill konnte sich vorstellen, daß dies so etwas wie ein Abschied war. Einen Moment später drehte sie sich um und zeigte Bill den Rücken.

Dann ging sie weg.

Diesmal schritt sie normal dahin. Die ersten Bewegungen kamen ihm unsicher vor. Danach aber hatte er das Gefühl, als würde sie über dem Boden schweben und ihm enteilen wie eine Spukgestalt ohne Fleisch und Blut. Sie ging wie auf den Wellen eines Wassers, und sie schritt dabei dem Sonnenlicht auf der Terrasse entgegen, als wollte sie eintauchen in das strahlende Licht des Jenseits.

Bill Conolly rührte sich nicht. Er stand da wie eingerostet. Auch wenn er es gewollt hätte, es wäre ihm nicht möglich gewesen, die Person zu verfolgen. Sie hatte einen Zauber hinterlassen, der ihn einfach lähmte.

Irgendwann war es dann soweit. Alexa Santos und das Licht der

Sonne bildeten eine Einheit. Sie war nicht mehr zu sehen, die strahlende Helligkeit hatte sie geschluckt.

Bill erwachte wie aus einer tiefen Trance, als er die Türklingel hörte. Erst jetzt dachte er wieder an seinen Freund John Sinclair und auch an den Killer, und er hätte es eigentlich eilig haben müssen, was normal gewesen wäre, aber Bill drehte sich sehr langsam um, als würde ihm jede Bewegung schwerfallen.

Dann ging er zur Tür.

Nachdenklich, mit seinen Gedanken ganz woanders. Er schien sich überhaupt nicht bewußt zu sein, was er da tat.

Er öffnete.

Seinen Freund nahm er wie einen Schatten war. John huschte direkt an ihm vorbei, Bill schloß die Tür, und er hörte die Frage des Geisterjägers.

»Wo ist denn die Tote?«

»Weg«, sagte Bill nur…

***

Weg also!

Ich hatte die Antwort gehört und kam mir vor wie jemand, der von einer anderen Person auf den Arm genommen werden sollte. Die Tote war weg, sie hatte sich in Luft aufgelöst, sie war geflogen oder…

Mir lag eine scharfe Frage auf der Zunge, aber ich schluckte sie runter, denn Bill hatte sich umgedreht, so daß ich jetzt in sein Gesicht schauen konnte. Der Ausdruck darin sagte mir genug.

Er hatte nicht gelogen, er hatte sich die Antwort nicht aus den Fingern gesaugt. Wenn ja, dann hätte er mich anders angesehen. So aber las ich die Wahrheit in seinem Blick.

Dennoch mußte ich mich erst zurechtfinden, denn mit einer derartigen Veränderung hatte ich nicht gerechnet. »Weg also. Sie ist tatsächlich weg.«

»Ja.«

»Aber sie war tot.«

Bill Conolly senkte den Blick. »Das… das war sie tatsächlich«, murmelte er.

»Was passierte?«

Er kam auf mich zu. Seine Stirn gefurcht, die Augenbrauen wuchsen in die Höhe. Wie ein Roboter ging er, und eben setzte er sich auch in den Sessel. Mit dem Gesicht dabei zur Terrasse. Er deutete in diese Richtung und flüsterte: »Dort ist sie hingegangen, John. Da genau ist sie dann verschwunden.«

Ich hätte mir die Haare raufen können. Daß ich es nicht tat, lag daran, daß ich Bill kannte. Ich wußte, daß ich einen normalen Menschen vor mir hatte und keinen Spinner.

»Bleib du hier«, sagte ich ihm und steuerte die offene Terrassentür an.

Daß wir all die Vorgänge nicht geträumt hatten, bewiesen die Vasenscherben, die auf dem Teppich lagen. Beinahe wäre ich noch in sie hineingetreten.

Ich blieb für einen Moment an der offenen Tür stehen und schaute in das Sonnenlicht. Dann holte ich die dunkle Brille hervor und setzte sie auf. Jetzt war es besser.

Mit schleichenden Schritten betrat ich die Terrasse, sah mich dort wieder um, und schon nach den ersten Sekunden schüttelte ich den Kopf. Bill hatte recht gehabt. Von Alexa Santos war keine Spur mehr zu sehen. Sie hatte sich in Luft aufgelöst, sie war vielleicht über den Rand der Terrasse geklettert, aber das wiederum kam mir aus dem sechsten Stock ebenfalls unwahrscheinlich vor.

Ich suchte trotzdem die Terrasse ab und bewegte mich dabei parallel zur Brüstung, aber ich entdeckte nicht einen Hinweis, der auf das Verschwinden der Alexa Santos hingedeutet hätte.

Ziemlich frustriert kehrte ich wieder zu meinem Freund zurück. Ich fand ihn im Sessel sitzend und nachdenklich an einem Cognac nippend. »Den brauchte ich einfach auf den Schock«, sagte er, als ich mich ebenfalls hinsetzte.

»Und ich brauche eine Erklärung«, sagte ich.

»Keine Sorge, die bekommst du, John.«

Als Bill redete, sprach er leise, denn nach wie vor stand er unter dem Eindruck des Erlebten. Haarklein berichtete er mir von seinem kaum faßbaren Erlebnis, immer wieder unterbrochen von kleinen Schlucken aus dem Glas.

Ich konnte zuhören, unterbrach Bill mit keiner Frage, und als er schließlich geendet hatte, stand ich auf und holte Versäumtes nach. Ich alarmierte die Mordkommission. Mein Freund Tanner war baff, als er hörte, wo er die nächste Leiche abholen konnte.

»Das ist ja beinahe im Nebenhaus.«

»So ungefähr.«

»Dann könnten die beiden Toten in irgendeiner Verbindung gestanden haben, so unwahrscheinlich dies auch sein mag.«

»Ja, das ist möglich.«

»Okay, ich bin so schnell wie möglich bei euch.« Er schimpfte nicht, wie er es sonst tat, wenn wir ihm Arbeit aufbürdeten, Tanner war die Ruhe selbst. Sicherlich dachte er auch an den toten Jungen.

Ich ging wieder zu meinem Platz, verfolgt von den Blicken meines Freundes. Der hatte natürlich Fragen, was den Killer anging. Ich erzählte ihm von meinem Kampf.

»Leider ist er tot«, wiederholte ich noch einmal. »Und Alexa Santos ist verschwunden. Die Kugel traf sie mitten in die Stirn. Trotzdem

stand sie auf und ging davon. Ich frage dich, Bill, wie wir das verstehen sollen.«

»Keine Ahnung, wirklich. Aber so einfach ist das auch nicht gewesen. Ich habe ja zuerst auch gedacht, daß sie ein Zombie ist. Wahrscheinlich stimmt das auch. Aber sie war kein echter Zombie, denn darin kenne ich mich aus, das brauche ich dir nicht zu sagen. Ich frage mich nur, weshalb plötzlich ihre Stirn so gestrahlt hat. Und zwar dort, wo sie getroffen worden ist. Es war wie eine helle Sonne, John. Ich weiß nicht, wie ich dir das genau beschreiben soll, aber anders kann ich es nicht bewerten. Wie ein strahlender Kristall, und damit bin ich nicht zurechtgekommen, wie du dir vorstellen kannst.«

»Das glaube ich dir gern.«

»Aber wir müssen uns damit abfinden, daß Alexa Santos verschwunden ist.«

Ich nickte Bill zu. »Wohin?«

»Sie ist auf die Terrasse gegangen. Ich saß auf diesem Platz, da löste sie sich auf, als wäre sie in das grelle Licht der Sonne hineingeschwebt. Wie ein Geist.«

Ich legte den Kopf schief. »Nur wie ein Geist, Bill? Oder ist sie ein Geist gewesen?«

»Keine Ahnung.«

Ich blies die Luft aus. Im Raum kam es mir noch wärmer vor als sonst. Saunaähnliche Temperaturen herrschten, und wir hatten ein Problem, mit dem wir nicht zurechtkamen.

»Es ist uns nichts geblieben, John. Ich wüßte nicht, wo ich den Hebel ansetzen sollte.«

»Das ist auch schwer. Wahrscheinlich müssen wir methodisch vorgehen und die Wohnung durchsuchen. Es könnte ja einen Hinweis geben, der uns auf eine Spur führt.«

»Auf welche Spur?«

Ich schnippte mit den Fingern. »Erinnere dich an unsere Unterhaltung mit ihr. Sie hat etwas von einem Pandämonium erzählt. Damit müßte sie sich dann auskennen.«

»Meinst du?«

»Sonst hätte sie es nicht gesagt.«

»So dumm bin ich auch nicht«, erwiderte Bill leicht verärgert. »Nur weiß ich nicht, wie wir das Problem knacken sollen. Wo liegt denn das Pandämonium? Du kennst dich vielleicht etwas besser aus, du hast es erlebt, aber du weißt auch nicht, wie man so mir nichts dir nichts hineingelangt. Oder liege ich da falsch?«

»Nein, liegst du nicht. Es gibt Wege, die sogenannten Dimensionstore, wo sich magische Welten, überlappen. Dahinter liegen die unzähligen Dämonenreiche, deren Gesamtheit als das Pandämonium bezeichnet wird. Aber die Tür so einfach zu öffnen,

wird kaum möglich sein.«
»Aber sie hat es geschafft!« hielt mir Bill entgegen.
»Ja, aber wie?«
Ich deutete in das Zimmer hinein. »Wahrscheinlich müssen wir dabei bleiben und die normalen Polizeimethoden anwenden. Eine sehr intensive Durchsuchung. Ich will dabei auch auf einen bestimmten Punkt ihrer Vergangenheit zurückkommen. Sie hat doch von den Schwarzen Messen gesprochen, von ihren Kontakten mit der Hölle und mit Gleichgesinnten. Möglicherweise hat sie darüber Unterlagen.«
»Ein Tagebuch.«
»Zum Beispiel.«
Ich sah, wie Bills Augen wieder lebten. Plötzlich hatte er seine Power wieder. Die Aussicht darauf, eine Spur zufinden, ließ ihn aus dem Sessel schnellen.
»Wer fängt wo an, John?«
Zunächst einmal fing keiner an, weil die Mordkommission klingelte. Doch aufgeschoben ist nicht aufgehoben, das würden wir schon beweisen…

***

Lebte sie - war sie tot?
Alexa Santos wußte es nicht. Sie fühlte sich, als würde in ihrem Innern ein Motor laufen, dessen Drehzahl sich immer mehr steigerte und sie vorantrieb.
Alexa ging davon.
Es war einfach wunderbar für sie. Es gab keine Hindernisse mehr. Sie hatte das Zimmer verlassen können und war dann über den Rand der Terrasse geklettert.
Jeder Mensch wäre gefallen, nicht sie.
Es war ihr vorgekommen, als hätte jemand unter ihr eine schiefe Ebene ausgelegt, die sie sicher aufnahm. Und so ging sie Schritt für Schritt der Tiefe entgegen, bis sie den Erdboden erreicht hatte und damit auch eine belebte Straße.
Es machte ihr nichts aus, daß sie zwischen den zahlreichen Fahrzeugen einherging. Die nämlich waren für sie überhaupt nicht vorhanden. Es was ihr egal, ob sie über sie hinwegschritt oder einfach nur hindurchging, berührt wurde sie zwar, aber nicht behindert, denn Materie gab es für sie so gut wie nicht.
So schwebte sie weiter.
Umbrandet vom Verkehr. Sie hörte die Stimmen der Menschen, das Rollen der Autoräder, das Hupen mancher Fahrer, die sich nicht einfügen konnten und es immer eilig hatten.
Das alles war für sie nicht existent. Aber sie wechselte die Richtung und bewegte sich auf dem Gehsteig weiter, denn zwischen den

Menschen fühlte sich Alexa schon wohler, schließlich hatte sie selbst einmal dazugehört. Nun nicht mehr, nun hatte sie einen Zustand erreicht, von dem viele vielleicht träumen und es für das höchste aller Gefühle erachten. Alexa Santos war entmaterialisiert, fein stofflich, und doch bekam sie alles sehr gut mit.

Sie horchte, und sie hörte. Sie lächelte, und sie faßte das Rad an, das an der Hauswand lehnte. Es stand im Schatten, und sie spürte das Metall des Lenkers kühl an ihrer Hand.

Alexa ging weiter.

Es gab ein Ziel. Bisher hatte sie es nur geahnt, nun aber wußte sie es genau.

Je mehr Zeit verstrich, um so deutlicher stand es wieder vor ihren Augen. Und sie erinnerte sich an die Vergangenheit, als sie noch mit ihren Hexenschwestern zusammen gewesen war. Da hatten sie über einen großen Plan gesprochen, über einen Gunstbeweis, den sie dem Teufel darbringen wollten.

Alexa wußte auch, wo dieser Ort war, und die Kraft trieb sie einfach weiter. Sie war nicht tot und nicht lebendig. Sie lebte in einer seltsamen Zwischenwelt, aber sie würde sich irgendwann für eine Seite entscheiden müssen.

Bevor dies jedoch geschah, wollte und mußte sie noch etwas erledigen. Dem Teufel und seinen Hexen durfte es nicht gelingen, das absolut Böse zu beschwören.

Das war die einzige Aufgabe, die ihr noch blieb und die sie erfüllen *mußte.*

London ist eine gewaltige Stadt. Ein riesiger Schmelztiegel zahlreicher Rassen und Nationen. In dieser Umgebung ballen sich Menschen zusammen, sie leben ihre Emotionen aus, und es kommt zu Taten der Freude, aber auch zu exzessiver Gewalt, besonders in den letzten Jahren. Rassenkonflikte flammen auf, Farbige kämpfen gegen Weiße.

Alexa Santos war noch immer auf dem Weg zu ihrem Ziel, als sie in eine Gegend geriet, die nicht eben zu den Touristenattraktionen gehörte. Es war eine ziemlich schmale Straße, schon mehr eine Gasse, in der die Hitze stand. Hinzu kamen die Gerüche aus mehreren Schnellimbissen. Da kochte der Grieche neben dem Italiener, und ein paar Yards weiter briet der Chinese.

Vor seiner kleinen Bude standen die drei Typen. Jeder gehörte einer anderen Rasse an. Einen vierten Halbwüchsigen hatten sie zwischen sich genommen. Es war ein Chinese, ebenso wieder Mann, der im Schatten seiner kleinen Bude lag, die im rechten Winkel zur Straße auf einem kleinen Grundstück stand.

Der Chinese stöhnte nur noch. Er hielt seine Hände gegen den Bauch gepreßt. Aus Platzwunden quoll Blut, die drei Typen hatten ihn

fürchterlich zusammengeschlagen und wollten sich nun den Jungen vornehmen, der laut keuchte, schon ein geschwollenes Auge hatte und langsam vor ihnen zurückwich, wobei der eine Karatehaltung eingenommen hatte, was die anderen aber nur zum Lachen reizte.

Nicht die Geisterfrau Alexis Santos. Ihr Gefühl für Fairneß und Gerechtigkeit drang durch, es peitschte wie ein gewaltiger Schwall in ihrem Innern hoch.

Sie stellte sich zwischen die beiden Parteien.

Zu sehen war sie für die drei brutalen Schläger nicht, nur zu spüren.

Einer zeigte sich irritiert, als er gegen einen Widerstand stieß, denn Alexa hatte ihre Hand ausgestreckt.

Der Typ blieb stehen, drehte den Kopf. Er trug einen Hut mit schwarzer Krempe, und den entriß ihm Alexa mit beiden Händen.

Ein überraschter Schrei, dann ein Klatschen, und einen Moment später ging es rund.

Der junge Chinese konnte nur staunen, als die Körper durch die Luft wirbelten. Der Reihe nach brachen sie zusammen und sahen dabei nicht weniger deformiert aus als der ältere Mann.

Der Kampf dauerte nicht einmal eine Minute. Dann lagen sie regungslos auf dem Boden.

Alexa ging zu dem jungen Mann. Er sah sie nicht, er hörte nur ein Wispern. »Du mußt für deinen Vater oder wer immer dort am Boden liegt, einen Arzt holen.«

Er nickte nur.

Alexa aber ging weiter. Sie freute sich, eine gute Tat begangen zu haben und kam sich vor wie ein Schutzengel, wobei sie bei diesem Gedanken stolperte.

Sollte sie zu einem Engel geworden sein? Befand sie sich in diesem Reich, das ja nicht zu dem der Toten zählte? Den Gedanken daran fand sie plötzlich faszinierend, aber sie wollte ihn nicht zu weit spinnen, denn sie mußte zuerst an ihre Aufgabe denken, die wichtiger war als alles andere. Es durfte den Hexen nicht gelingen, das Böse herbeizulocken. Der Teufel hatte ihr Eingreifen verhindern wollen und ihr einen Killer geschickt. Aber er war einem Irrtum erlegen.

Es gab sie noch, und sie würde ihm beweisen, wie sehr es sie gab! Alexa dachte daran, daß sie sich beeilen mußte. Sie wollte vor den anderen den bestimmten Ort erreicht haben, und sie würde zwischen ihnen erscheinen wie ein Rachegeist. Es durfte den Hexen nicht gelingen, auch nur einen Teilsieg zu erringen.

Auf dem weiteren Weg geschah nichts, was ein Eingreifen ihrerseits gerechtfertigt hätte. Daß es noch wärmer und schwüler geworden war, davon spürte sie nichts. Diese menschlichen Eigenschaften hatte sie zurückgelassen.

Die größte Strecke des Wegs lag hinter ihr. Und als sie an einer

schmalen Kreuzung stehenblieb, da streifte ihr Blick über die Straße hinweg zu einem bestimmten Ziel.

Als kompakte grüne Insel wuchs es aus der Umgebung hervor. Es sah aus wie ein Park, doch es war keiner, auch wenn manche Menschen einen Friedhof als Park ansahen.

Für Alexa würde es zu einer Stätte der Abrechnung werden.

Keiner sollte überleben - keiner…

***

Chiefinspektor Tanner konnte sich auf seine Leute hundertprozentig verlassen, allein deshalb, weil sie bei ihm ausgebildet waren. Er überließ ihnen die Untersuchungen und war zu uns in die Wohnung gekommen, wobei wir ihn als einen leichten Störenfried ansahen.

Natürlich wollte er die ganze Wahrheit wissen, und ich sagte sie ihm auch, denn ich wußte sehr deutlich, daß ich mich auf Tanner verlassen konnte.

Er stand vor mir, hörte mir zu und ließ einen erkalteten Zigarrenstummel von einer Mundseite zur anderen wandern. Dabei hatten seine Augen einen staunenden Blick bekommen. Ich wartete nur auf seinen Kommentar, daß er mit dem Fall nicht zurechtkam, aber da hatte ich mich getäuscht, denn Tanner wollte am Ball bleiben.

Er rammte die Hände in seine Hosentasche. »Wir haben zwei Tote, John«, knurrte er tief in der Kehle.

»Ich weiß.«

Er war noch nicht fertig. »Es war einmal Mord und einmal Notwehr, nehme ich an.«

»Das kommt hin.«

»Dieser Killer, dessen Identität wir noch feststellen müssen, kann durchaus den Jungen ermordet haben.«

Ich nickte.

»Warum?«

Da hatte er mich gepackt. Ich war leider nicht dazu gekommen, mit ihm zu reden. Vielleicht hätte ich dann eine Antwort bekommen, und das sagte ich Tanner auch.

»Wir werden seine Waffe untersuchen und wahrscheinlich feststellen, daß der Junge damit ermordet worden ist!« Tanner schüttelte den Kopf. »Ich kann es noch immer nicht fassen. Es rotiert durch meinen Kopf, und ich will dir ehrlich sagen, John, daß der Mord an diesem Jungen nicht geplant war. Er muß rein zufällig geschehen sein. Wahrscheinlich ist er dem Killer in die Quere gekommen.«

»Daran habe ich auch gedacht.«

»Ich habe noch weiter nachgedacht«, sagte Tanner. Dabei nahm er eine Wanderung durch das Zimmer auf. »Du erinnerst dich an das offene Fenster, John?«

»Sicher.«
»Ich habe mich dort hingestellt und eigentlich lange auf diese Terrasse hier geschaut. Ich will nicht sagen, daß mir die große Erleuchtung gekommen ist, aber ich kann mir vorstellen, daß der Killer es zuerst versucht hat, sein Opfer von diesem Nachbarhaus aus zu erwischen. Dabei kam ihm der Junge in die Quere und hat dies mit seinem Leben bezahlen müssen.« Tanners Stimme sackte ab. »Ist das so richtig?«
Ich nickte nur. So hatte ich den Chiefinspektor noch nie erlebt. Ich wußte ja, daß unter seiner rauhen Schale ein weicher Kern steckte. Daß er aber so weich war, das machte ihn mir noch sympathischer.
»Komischerweise, John, kann ich nicht froh werden. Ich gehe einfach davon aus, daß du den Mörder des Jungen gestellt hast, aber damit ist der Fall ja nicht erledigt.«
»Stimmt. Nur ist das jetzt meine Sache.«
Tanner nickte. Seinen Hut hatte er auch jetzt nicht abgenommen. »Eigentlich müßte ich mich jetzt freuen, daß es wieder - sagen wir mal - normal läuft. Aber ich kann es nicht. Ich habe einfach den Eindruck, mich reinhängen zu müssen. Verstehst du das?«
»Es ist sicherlich wegen dem Jungen.«
»Du hast den Nagel auf den Kopf getroffen. Ja, es ist wegen dem toten Sven. Ich komme einfach nicht davon los und habe das Gefühl, ihm etwas schuldig zu sein.«
»Das verstehe ich.«
Tanner stand etwas verlegen vor mir. »Deshalb wirst du mich auch verstehen, wenn ich dich darum bitte, diesmal bei dir mitmischen zu können. Ich möchte kein Zuschauer mehr sein. Klar, es ist viel verlangt, aber in diesem Fall bin ich einfach zu persönlich engagiert. Wenn ihr eine Spur gefunden habt, laßt es mich wissen.«
»Du meinst von Alexa Santos?«
»Ja, nur von ihr.«
Ich nickte. »Es wird schwer sein, das weißt du selbst.« Ich hörte, wie Bill fluchte, weil er noch immer nichts gefunden hatte, was uns weitergeführt hätte. »Aber ich verspreche dir, daß ich es dich wissen lasse, Tanner.«
»Danke.« Er wußte auch, daß er uns bei unserer Arbeit störte, verließ die Wohnung und ging zu seinen Leuten.
Bill wunderte sich. »Du willst ihn wirklich dabeihaben, John?«
»Das bin ich ihm schuldig.«
»Also nichts gegen Tanner, das weißt du. Aber ist das nicht einfach zuviel für ihn.«
»Er ist ja nicht allein. Ich werde Suko dann verständigen. Er kann ja ein Auge auf ihn halten.«
»Dann sind wir zu viert.«

»Möglicherweise noch zu wenige.«

Bill winkte ab. »Laß es mal gut sein. Es kann ja noch andere Dinge geben, die uns in die Quere kommen. Jedenfalls habe ich hier im Wohnraum keine Hinweise gefunden.«

»Und in den anderen Zimmern?«

»Muß ich noch nachschauen.«

Die Arbeit teilten wir uns, und ich war derjenige, der im Schlafzimmer der Frau landete.

Es war ein Raum, in dem sie nicht nur schlief, sondern auch arbeitete. Ansonsten hätte der schräggestellte Schreibtisch in der Nähe des Fensters keinen Sinn gehabt.

Das Schlafzimmer bot auch Bücherregalen Platz. Sie waren in Weiß gehalten, ebenso wie der Schreibtisch und das Bett. Der rotschwarze Bezug allerdings bildete zu der neutralen Farbe einen scharfen Kontrast.

Bill streckte seinen Kopf durch die offene Tür. »Schaust du dich hier um?«

Ich saß schon am Schreibtisch. »Ja.«

»Gut, ich bin im Nebenraum.«

»Was ist da?«

»Sieht aus wie ein Archiv.«

Ich drehte mich zusammen mit dem Stuhl. »Das hörte sich irgendwie gut an, meine ich.«

»Das gleiche dachte ich auch. Ich sage dir Bescheid, wenn ich etwas entdeckt habe.«

»Okay.«

Bill verschwand, ich kümmerte mich um den Schreibtisch, der auf einem breiten und auf einem schmalen Bein stand, wobei sich das breite an der rechten Seite befand und noch durch zahlreiche schmale Schubladen unterteilt worden war.

Die interessierten mich besonders, und ich war auch froh, daß ich sie nicht verschlossen fand.

Ich zog sie der Reihe nach auf, fing unten an und arbeitete mich höher. Ich fand alles mögliche.

Papier, einen Rechner, ein Lineal, viele Bleistifte und Kulis. Einen leeren Kalender ebenso wie einen Stadtplan von London, und als ich schließlich die oberste Schublade erreichte, fiel mir auf, daß sie tiefer war als die übrigen.

Ich schaute hinein.

Im ersten Augenblick fiel mir nichts auf, doch durch den heftigen Ruck war etwas nach vorn gerutscht, das mich an eine Kladde oder auch an ein Tagebuch erinnerte.

Ich holte es hervor. Es war in Leder gebunden, auf der Oberseite nicht beschriftet, doch als ich es aufschlug, stockte mir der Atem, denn

schon auf der ersten Seite stach mir der Hinweis ins Auge.

Eine Zeichnung.

Es war ein rotes Flammendreieck mit einem Teufelskopf in der Mitte.

Darüber stand - ebenfalls in roten Buchstaben und Zitterschrift - ein Begriff.

DER HEXENZIRKEL.

Meine Augenbrauen schnellten hoch. Ich spürte sehr deutlich, daß ich mich auf der richtigen Spur befand. Wenn das hier kein Hinweis war, dann wollte ich mich pensionieren lassen.

Ich legte die Kladde auf die Schreibtischplatte und fing an zu blättern.

Schon auf der nächsten Seite wurde ich fündig. Nicht nur, weil dort ein Hexengedicht lag, es war auch noch etwas hinzugefügt worden, was mich wie aus einem Schlaf riß.

Die Mitglieder, stand dort.

Wieder mußte ich weiterblättern, um die einzelnen Namen lesen zu können. Nicht nur sie waren dort aufgeführt worden, Alexa Santos hatte sogar buchhalterische Fähigkeiten entwickelt und die entsprechenden Fotos der Frauen dazugeklebt.

Ich schaute mir die Gesichter an.

Junge, ältere, schlanke, korpulente Frauen, also ein Querschnitt durch die Bevölkerung.

Sieben Hexen zählte ich und mußte lächeln, weil die Sieben eben eine magische Zahl ist.

Das Buch war zu groß, um es einstecken zu können, deshalb riß ich ein Blatt heraus und schrieb mir die einzelnen Namen der Frauen auf. Ihre Adressen fand ich leider nicht, aber die würde ich schnell herausfinden.

Ich nahm mir die Zeit und blätterte das gesamte Buch durch. Es gab viele leere Seiten, aber nicht alle waren leer. Zaubersprüche fand ich ebenso wie alte Kopien von mittelalterlichen Bildern, die allesamt Hexen- und Teufelsmotive zeigten.

Mehr fand ich nicht.

Ich legte das Buch zur Seite und steckte den Zettel ein. Jetzt war ich gespannt, ob mein Freund Bill Conolly etwas herausgefunden hatte. Zu gönnen war es uns.

Ich fand ihn im Nebenraum. Er war derartig in den Anblick einer Wandkarte vertieft, daß er gar nicht mitbekam, wie ich die Tür aufstieß und den Raum betrat. Erst als ich mich räusperte, fuhr er herum, als hätte ich ihn bei etwas Verbotenem ertappt.

»Schau dir das an, John.«

»Was? Die Karte?« Ich ging näher. »Das ist ein Stadtplan von London.«

»Ja, ein wichtiger.«

»Inwiefern?«

»Wirst du gleich sehen.« Er fragte nicht, was ich herausgefunden hatte, denn seine Entdeckung hatte ihn regelrecht aufgeputscht. »Komm her, John, komm her!« Er winkte mit der rechten Hand, ohne die Karte dabei aus dem Blick zu lassen.

Ich blieb neben ihm stehen. Bills Finger veränderte die Richtung. Zwar lag er noch mit der Spitze auf der Karte, jetzt aber rutschte er nach unten, in die südliche Richtung. Dabei rutschte er über die Themse hinweg, durchfuhr den Stadtteil Vauxhall, wischte an dem ovalen Cricket Ground vorbei und erreichte fast den Kennington Park.

Allerdings nur fast, denn zuvor kam er zur Ruhe, und genau dort war eine Stelle rot eingekreist.

»Das ist für sie wichtig gewesen«, sagte Bill. Er ging etwas zur Seite, damit ich ebenfalls schauen konnte.

Viel sah ich nicht, nur den letzten Rest des Kennington Parks, eingeklammert zwischen Brixton und Clapham Road. Das Kreuz auf dem grünen Grund markierte eine Kirche. Deshalb wuchs auch meine Skepsis. Ich konnte mir beim besten Willen nicht vorstellen, was dieser Hexenzirkel mit einer Kirche gemein hatte.

Das sagte ich Bill auch.

Der Reporter aber lächelte. »Du bist nicht genau informiert, John, die Kirche ist zwar da, aber das ist nicht alles, denn dort gibt es noch etwas.«

»Wenn mich nicht alles täuscht, einen alten Friedhof, der nicht weit von der Kirche entfernt liegt, aber nicht mehr für Bestattungen genutzt wird.«

»Das könnte was sein.«

Bill nickte. »Und ob das etwas ist. Kannst du dir einen besseren Platz als Treffpunkt der Hexen vorstellen?«

»Nein.«

»Dann bin ich beruhigt.« Mit einem Taschentuch wischte er den Schweiß von seiner Stirn. »Hexen brauchen oft eine unheimliche Umgebung. Wer von uns weiß schon, mit welchen gefährlichen Dingen sie sich beschäftigt haben? Da kennst du dich nicht aus, und ich auch nicht. Ich könnte mir sogar vorstellen, daß sie es mit einem Totenzauber versuchen.«

»Nicht verkehrt gedacht.«

»Dann hat die Durchsuchung doch etwas ergeben. Und wie ist es bei dir, Alter?«

»Ich habe ein Buch gefunden.«

»Tagebuch?«

»Nein, aber eines mit Aufzeichnungen.« In Einzelheiten erklärte ich Bill meinen Erfolg. Er rieb sich die Hände. Sein Gesicht war durch ein Lächeln gezeichnet. »Es geht voran, und wir werden uns den Friedhof

heute noch genauer anschauen.«
Damit war ich einverstanden.
»Fragt sich nur, ob wir Tanner etwas davon sagen.«
»Ich bin dafür. Tanner hat sich dermaßen engagiert, daß wir ihm den Wunsch nicht abschlagen können.«
»Aber zusammen mit Suko.«
»Darauf kannst du Gift nehmen.«
Gemeinsam verließen wir den Raum. Bill erklärte mir noch, daß er weiterhin nichts gefunden hatte, was wertvoll gewesen wäre. Wir hatten die Spur endlich wiedergefunden, und wir waren beide davon überzeugt, daß sie uns zum Ziel führen würde.
Wir fanden Tanner bei seinen Leuten im Flur. Die Leiche des Killers lag bereits in der Wanne, um abtransportiert zu werden. Der alte Fuchs las es an unseren Gesichtern ab, daß wir erfolgreich gewesen waren, und bat darum, in die Wohnung zu gehen.
Dort kam er zur Sache. »So, Freunde, und jetzt rückt mal mit der Sprache heraus.«
Wir erklärten es ihm.
Tanner freute sich. Auf seinem Gesicht lag ein Strahlen, wie ich es bei ihm noch nicht gesehen hatte und es wohl nur seine Familie kannte. »Das ist der Hammer«, sagte er. »Wann geht es los?«
»Keine Panik, wir sagen dir noch Bescheid. Aber es wird noch jemand mit von der Partie sein.«
Er grinste breit. »Heißt der zufällig Suko?«
»Wie sonst?«
»Ist gut, wir werden uns schon vertragen. Nur würde mich der Zeitpunkt interessieren, wo und wann wir uns treffen sollen. Am besten nicht zuweit entfernt.«
Der Meinung war ich auch.
Bill Conolly kannte in der Nähe ein kleines Lokal, wo wir sicherlich nicht auffielen. Da wir davon ausgingen, daß sich die Hexen nicht eben bei Tageslicht trafen, verabredeten wir uns um 21.00 Uhr.
Danach würden wir schon weitersehen.
Tanner ging, wir blieben noch, und ich griff zum Telefon, um Suko zu benachrichtigen. Er war ziemlich sauer, weil er bisher noch nichts von mir gehört hatte.
»Reg dich nicht auf, den heißen Rest bekommst du schon noch mit.«
»Welchen heißen Rest?«
»Ich erzählte ihm die Geschichte in Stichworten.«
Suko war dann ziemlich still, denn die Morde hatten auch ihm den Atem geraubt. »Sehe ich dich denn vorher noch?«
»Sicher.«
»Wann und wo?«
»Ich komme bei dir vorbei. Das heißt, wir treffen uns nicht bei mir

im Büro. Oder gibt es da Probleme?«

»Nein, bis auf das Übliche. Sir James ist noch immer nicht wieder der alte.«

»Ja, das ist klar.«

»Dann bis gleich.«

Als ich aufgelegt hatte, sah ich Bills Blick auf mich gerichtet. »Bist du davon überzeugt, daß wir richtig gehandelt haben?«

»Sogar felsenfest.«

»Okay, dann kann ja nichts mehr schiefgehen.« Er sprach den Satz so aus, als würde er selbst nicht daran glauben.

Ich war ebenfalls skeptisch. Gerade mit Hexen kann man die wildesten und gefährlichsten Überraschungen erleben…

***

Kyle Wayne spürte in sich das Feuer der Hölle oder die Kraft des Teufels. Jedenfalls nannte sie dieses Gefühl so, das durch ihren Körper wie ein heißes Kribbeln raste. Es war eben dieses ›must of feeling‹, das sich einfach einstellen mußte, denn ohne ging es nicht, besonders an einem Typ wie diesem, der noch längst nicht beendet war, denn die großen Dinge würden kommen.

Später, in der Dunkelheit, bei den alten Gräbern, wo sie sich treffen wollten.

Noch stand Kyle Wayne in ihrer Wohnung. Sie hatte sich in das schmale Bad begeben, wo gerade Platz für eine Dusche und ein Spiegel war mit der entsprechenden breiten Ablage, die Kyle unbedingt für ihre Schminksachen brauchte.

Umgezogen war sie schon, und es war ein Kostüm, das ebensogut in einen Puff gepaßt hätte. Ein Body aus weichem Leder, dazu Stiefel und ein schwarzes Tuch, das sie über ihre Schultern gehängt hatte und hinter ihr als weicher Schleier flatterte.

Ketten hingen um ihren Hals. An ihnen hingen kleine Totenköpfe, umgedrehte Kreuze, Knochensplitter von Leichen, die sie zusammen mit ihren Freundinnen aus Gräbern geholt hatte. Auch das Bildnis des Teufels war zu sehen. Ein dreieckiger Schädel mit Feueraugen, umgeben von einem ovalen Rahmen. Sie war fast fertig, bis eben auf das Schminken, und das mußte sie tun, denn es gehörte einfach zum Ritual.

Sie hatte ihr lackschwarz gefärbtes Haar glatt zurückgekämmt. Damit wurde ihr Gesicht mehr hervorgehoben. Es war ein schmales Gesicht, romanisch, in dem die leicht gebogene Nase besonders auffiel. Darunter zeichneten sich ebenfalls schmale Lippen ab, und die hohe bleiche Stirn wirkte wie ein Brett, das aufgesetzt worden war.

Auch die Augen waren ziemlich schmal geraten, und darüber hatte sich Kyle stets geärgert. Jetzt stand sie vor dem Spiegel, um dies zu

ändern. Doch nicht nur die Augen wollte sie nachziehen oder nachschminken, sondern ihr gesamtes Gesicht verändern, damit der Teufel sein Wohlgefallen an ihr finden konnte.

Sie tunkte einen dünnen Pinsel in einen Farbtopf. Dunkle Farbe klebte die Haare zusammen. Mit zielsicher angesetzten Strichen zeichnete Kyle Wayne ihre Augen nach und machte sie optisch größer. Sie nahm sich dafür Zeit. Erst nach einigen Minuten war sie mit dem ersten Teil der Arbeit zufrieden.

Im Bad stand die Hitze. Es hatte kein Fenster, sondern nur mehr eine Abzugsklappe, die aber auch nicht richtig funktionierte. Der Geruch von Schminke durchwehte den Raum, aber das störte sie nicht.

Kyle Wayne griff zu einem Stift, der etwas dicker war als ein normaler Bleistift. Aus seiner Spitze schaute eine ebenfalls dunkle Mine hervor, schwarzgrau, die Farbe glich sich der ihrer Augen an, als sie den Stift zuerst über ihre rechte Wange zog und dabei im Spiegel genau verfolgte, was sie da zeichnete.

Es war ein Kreuz!

Aber ein Kreuz des Hohns, denn sie malte es umgekehrt. Beide Wangen bekamen diesen blasphemischen Schmuck, so daß nur die Stirn freilag. Auch sie mußte noch geschminkt werden, und sie wollte schon beginnen, als sie etwas hörte.

Kyle ließ den Stift sinken. Sie drehte sich nicht um, sondern veränderte nur ihre Haltung, denn jetzt konnte sie, wenn sie in den Spiegel schaute, auch die schmale Tür sehen, die aus dem Bad in den winzigen Flur hineinführte.

Die Tür hatte sie nicht geschlossen. Kyle konnte aber auch nicht sehen, was hinter dem Spalt lag, denn dort breitete sich die graue Düsternis aus und schien selbst die Wände verschluckt zu haben.

War sie einem Irrtum erlegen, oder hatte sie tatsächlich etwas gehört? Mit Bestimmtheit konnte sie das nicht sagen, aber irgend etwas hatte sich in der Wohnung verändert, und wenn es einfach nur die Atmosphäre an sich gewesen war.

Eine besondere Atmosphäre, denn das kleine Zimmer war sehr düster eingerichtet, und selbst die Lampen hatte sie abdunkeln lassen, um ihre Gesinnung auch nach außen hin zu dokumentieren.

Kyle Wayne konzentrierte sich auf die Tür. Ihre dunklen geschminkten Augen verengten sich dabei zu Ovalen. Sie hatte einfach den Eindruck, als würde sich die Tür bewegen oder zittern. Doch es hielt sich niemand außer ihr in der kleinen Wohnung auf, und Durchzug herrschte ebenfalls nicht.

Daß sie keine Furcht bekam oder nicht in Panik verfiel, mochte daran liegen, daß sich die Frau dem Teufel voll und ganz verschrieben hatte. Es war nicht einmal beruhigend gedacht, als sie anfing zu lächeln. Sie konnte sich vorstellen, daß der Satan versuchte, auf eine

besondere Art und Weise mit ihr in Kontakt zu treten. Außerdem sah sie sich unter dem Schutz der Hölle.

Nichts geschah.

Trotzdem war etwas passiert. Kyle Wayne mußte einfach davon ausgehen. Sie verließ sich dabei voll und ganz auf ihr Gefühl und war noch immer davon überzeugt, Besuch bekommen zu haben.

Auf der Spiegelfläche zeigte sich nichts.

Sie drehte sich wieder um. Erst zögernd, dann schneller und dabei mit ausgebreiteten Armen schritt sie der Tür entgegen, die nun tatsächlich zitterte, so daß die Hexe stehenblieb.

Jemand bewegte sie…

Es mußte irgendeine Kraft sein, die ihr persönlich nicht eben positiv gegenüberstand. Dieses Zittern der Tür ließ auch Kyles Nerven vibrieren. Beinahe schon lagen sie blank.

Sie sah den Schweiß auf ihrer Haut. Die Tür ließ sie nicht aus den Augen, und plötzlich stand das Blatt wieder still. Kein Vibrieren, nicht die geringste Bewegung, absolute Stille.

Hatte sie sich doch geirrt?

Nein, bestimmt nicht. Es war jemand da gewesen, sie wußte nur nicht, wer oder was sie besucht hatte. Doch sie wollte herausfinden, ob sich das *Etwas* noch in der Wohnung aufhielt, und deshalb verließ sie auch das kleine Bad.

Sehr vorsichtig und auch sichernd setzte sie ihre Schritte. Sie dachte an eine Waffe, die sich im Wohnraum befand. Es war ein langes Opfermesser mit in den Griff eingeritzten Teufelsgesichtern.

In einem mitternächtlichen Ritual hatten sie es dem Satan geweiht, und diese Waffe gab ihr den nötigen Mut.

Den schmalen Flur hatte sie schnell durchquert. Er verdiente seinen Namen nicht einmal, so winzig war er. Die Tür zum Wohnraum hatte sie außen braun gelassen, innen aber schwarz gestrichen.

Darauf schrieb sie mit roter Farbe einen blasphemischen Spruch.

Mit dem Fuß trat sie die Tür auf.

Kyle schaute zu, wie sie nach innen schwang und an einer bestimmten Stelle stoppte. Auch das war normal und nichts Besonderes.

Auf ihrer Oberlippe spürte sie einen feuchten Schweißfilm. Die Hexe wischte ihn nicht weg. Mit schleichenden Schritten betrat sie ihr düsteres Reich.

In dem Raum gab es ein Fenster. Die Scheibe allerdings war nicht zu sehen, weil der dunkle Vorhang sie verdeckte. Licht brauchte sie nicht, erst recht keinen Sonnenschein. Wenn sie lesen wollte, schaltete sie ihre düsteren Lampen ein. Ihr Schein reichte aus, um sie die Buchstaben erkennen zu lassen. Oft zündete sie auch die schwarzen Kerzen an, die ebenfalls dem Teufel geweiht waren. Sie steckten in

silbernen Leuchtern, die Kyle Wayne auf einem Flohmarkt gestohlen hatte.

Sie trat auf den dunklen Teppich mit dem weißen Dreieck in der Mitte. Es zeigte zudem die stilisierte Fratze des Höllenherrschers. Überall sah man ihn, auch auf Postern an den Wänden.

Vor dem schmalen Tisch blieb sie stehen und starrte auf die dunkle Glasplatte. Noch immer war ihr Gefühl nicht verschwunden. Nach wie vor glaubte sie daran, nicht mehr allein zu sein. Wenn sie an das Messer heran wollte, mußte sie sich wieder umdrehen, denn es hing direkt neben der Tür an der Wand.

Die Hexe tat es und blieb dabei auf der Schwelle stehen. Ein zischendes Atemgeräusch drang aus ihrem Mund, als sie das Messer sah. Sie hatte beim Betreten des Zimmers noch eine Wandleuchte angeknipst. Der violette Schein streifte die Klinge und ließ sie aussehen wie eine dunkle, eingetrocknete Flamme.

Sie brauchte nur wenige Schritte nach vorn zu laufen, um den Dolch von den beiden Haken zu nehmen, die ihn hielten.

Sie tat es nicht.

Kyle Wayne wunderte sich darüber. Hätte sie jemand nach dem Grund gefragt, sie hätte ihn nicht nennen können. Irgend etwas hielt sie davon ab, etwas warnte sie.

Einen Moment später trommelte ihr Herz wie verrückt, denn sie hatte die Bewegung der Waffe gesehen. Auf den beiden Haken liegend drehte er sich herum, ohne daß er von einer sichtbaren Hand berührt worden wäre. Damit kam sie nicht zurecht. Das war Spuk und Hexerei, und sie fürchtete sich deshalb davor, weil dieses Phänomen nicht von ihr gesteuert wurde, sondern eben von der anderen Kraft, die sie weder fassen noch erklären konnte, die ihr aber Angst machte.

Im Bad hatte sie es bereits gespürt, nun bekam sie den Beweis dafür geliefert.

Noch lag der Dolch auf den beiden Haltern, aber Kyle glaubte nicht daran, daß dies so bleiben würde. Ihre langen Fingernägel hatte sie schwarzgrau angemalt, die Finger selbst gekrümmt, und sie merkte, daß die Nägel wie kleine Messerspitzen in das dicke Fleisch der Handballen eindrangen.

Sogar Blutstropfen quollen hervor, was sie zuerst nicht störte. Später leckte sie sie ab.

Dabei ließ sie das Opfermesser nicht aus den Augen, und dann sah sie, wie es sich bewegte.

Plötzlich stand es senkrecht. Die Spitze zeigte in die Höhe. Einen Moment später wurde er zur Seite bewegt, als würde es tatsächlich von einer Hand gehalten.

Die Hexe stöhnte auf. Danach flüsterte sie Beschwörungen, sie rief ihren Helfer, den Satan, an.

»Der wird dir nicht helfen können, Kyle Wayne…« Eine Flüsterstimme drang durch den Raum und ließ sie erbeben.

Teufel noch mal, die Stimme.

Sie war ihr nicht unbekannt, nur ein wenig verfremdet, weil sie so leise gesprochen hatte.

Kyle Wayne mußte trotzdem überlegen. Die Frau kannte sie schon, und sie hatte auch zu ihrem Zirkel gehört. Sie war eine Hexe gewesen, aber das lag zurück.

Alexa Santos!

Auf einmal war der Name da, und Kyle überlegte, wie sie sich Alexa Santos gegenüber verhalten sollte. Sollte sie sich freuen, daß die verloren geglaubte Schwester den Weg wieder zurück zu ihr oder zu ihnen gefunden hatte? Nein, das wollte sie nicht. Das konnte sie auch nicht. Statt dessen dachte sie darüber nach, wie es möglich war, daß sie Alexas Stimme hörte, von ihr selbst aber nichts sah.

Und dann fiel ihr noch etwas ein. War Alexa Santos nicht eine Verräterin? Hatte der Teufel nicht versprochen, sie zu vernichten? Wollte er nicht ein Beispiel dafür geben, wie die Hölle sich an Verrätern rächt?

Doch nun passierte dies.

Was war denn geschehen?

Kyle Wayne drehte sich auf der Stelle. Sie wollte sehen, ob Alexa woanders lauerte, doch auch dort bekam sie nichts von ihr zu Gesicht. Sie war einfach unsichtbar.

»Hast du mich nun erkannt?« Wieder wehte ihr die wispernde Stimme entgegen.

Kyle leckte über ihre Lippen und schmeckte die Bemalung wie dünnes Fett. Was sollte sie sagen?

Schaffte sie es überhaupt, sich mit dieser Person normal zu verhalten?

Oder war sie schon eine Unperson? War sie ein Geist, hatte sich die Seele vom Körper gelöst? War sie von der Rache des Teufels brutal getroffen worden?

Nein, eine Seele konnte nicht reden. Sie hätte ihr vielleicht gewisse Botschaften auf telepathischem Wege näherbringen können, aber nicht so etwas.

Da mußte der Teufel nicht richtig zugeschlagen oder versagt haben. Wo steckte dieses Weib denn?

Wohin sich Kyle auch drehte, sie bekam sie nicht zu Gesicht.

Aber sie sah das Messer.

In den letzten Sekunden war sie zu stark damit beschäftigt gewesen, sich über gewisse Vorgänge Gedanken zu machen. Da hatte sie das Messer außer acht gelassen. An seinem Platz befand es sich längst nicht mehr. Es war auf eine spektakuläre Art und Weise gewandert

und schwebte nun unter der grau gestrichenen Decke, wo es mit der Spitze in den Putz kratzte, der wie Puderzucker zu Boden rieselte.

Sie konnte nicht mehr sprechen, sie war völlig von der Rolle. Beinahe schon hatte sie den Eindruck, nicht mehr atmen zu können, alles in ihr war verschlossen, wirkte wie zugewachsen, verkrustet, verkarstet, und sie spürte nur den Haß.

Dabei wußte Kyle nicht einmal, wen sie haßte. Diese unsichtbare Person oder den nicht sichtbaren Körper der Alexa Santos. Sie kam damit einfach nicht zurecht.

Und das Messer wanderte.

Es schabte noch immer an der Decke entlang, bis es plötzlich stoppte. Die eintretende Ruhe machte Kyle nervös. Noch immer wußte sie nicht, was die unsichtbare Person bei ihr wollte.

Sie hatte auch keinen Namen für sie, vielleicht war sie ein Geist und…

Da fiel das Messer!

Wie ein Stein raste es nach unten und geradewegs auf den Kopf der Hexe zu.

So schnell kam sie nicht von der Stelle. Sie rechnete damit, daß die Klinge ihre Schädeldecke von oben her durchbohren und ihr einen fürchterlichen Tod bereiten würde, aber da irrte sie sich glücklicherweise. Kurz bevor das Opfermesser in ihren Kopf eindringen konnte, kippte es um neunzig Grad und lag plötzlich waagerecht über ihrem Kopf, was Kyle allerdings nicht sehen konnte. Erst als sich das Opfermesser weiter bewegte und in ihr Sichtfeld geriet, da atmete sie auf.

Die Klinge schwebte vor ihr.

Niemand hielt sie fest, keine Hand hatte sich um den Griff gekrallt. Sie war einfach da.

Kyle Wayne schüttelte sich. Ihre Lippen zuckten. Sie wollte grinsen, sie wollte etwas sagen, nichts gelang ihr. Alles war knochentrocken und schien gleichzeitig eingefroren zu sein.

Das war wie eine Folter. Man ließ sie unter Spannung, man wollte sie auf eine bestimmte Art und Weise foltern oder ihr demonstrieren, wie wenig Macht sie tatsächlich besaß.

Keine Alexa Santos war zu sehen, aber die Stimme wehte wieder durch den Raum. Sie schien dicht über der waagerecht liegenden Klinge besonders deutlich zu sein, so daß es Kyle vorkam, als stünde ihr die Unsichtbare direkt gegenüber.

Allmählich bekam sie sich wieder in den Griff. Es mochte auch daran liegen, daß ihr bisher nichts passiert war, und sie fragte mit stockender Flüsterstimme: »Wer… wer bist du…?«

»Ich bin Alexa…«

»Ja, ja, das habe ich gehört. Das… das ist mir schon klar. Aber wer

bist du wirklich?«

»Ich bin das, was ich bin, mehr kann ich dir auch nicht sagen. Aber ich habe etwas geschafft, von dem andere nur träumen, Kyle. Willst du es wissen? Soll ich es dir sagen?«

Die Hexe ahnte es schon, aber sie traute sich nicht, auch dagegen zu sprechen. Sie wollte ihre Besucherin bei Laune halten und flüsterte deshalb: »Ja, wenn du willst…«

»Gern, liebe Schwester. Ich habe es nämlich geschafft, ihn zu besiegen! Ich war stärker als der Meister, obwohl er schon den Plan gefaßt hat, mich zu töten. Letztendlich aber habe ich gewonnen, nicht er. Hast du das gesehen?«

»Nein! Man kann ihn nicht besiegen. Er ist zu stark!« Kyle sprach das aus, von dem sie auch überzeugt war. »Der Teufel ist eine Institution. Als Mensch ist man zu schwach. Daran hast du auch selbst geglaubt. Und ich weiß nicht, was ich glauben soll, denn so lebendig siehst du mir eigentlich gar nicht aus.«

Da hatte sie einen wunden Punkt getroffen, und Alexa ließ sich auch Zeit mit der Antwort. »Der Teufel hat es raffiniert angestellt. Er hat es geschafft und einen großen Plan ausgearbeitet. Kein Verdacht sollte auf ihn fallen, deshalb heuerte er einen Killer an. Ich kannte den Plan zwar nicht, fühlte aber, daß ich mich in Gefahr befand, und habe einen Reporter zu mir bestellt, dem ich ein Interview geben wollte. Dieser Bericht wird vielleicht erscheinen, und er wird all diejenigen vor den Machenschaften des Satans warnen, die sich mit ihm einlassen wollen. Leider ist das Gespräch nicht beendet worden, denn der Killer war schneller. Er lockte mich in die Falle und schoß mir eine Kugel in den Kopf.«

»Dann bist du tot!« brach es aus Kyle hervor.

»Ja und nein!« Ein leises Lachen folgte der Antwort. »Als ich mich entschloß, nicht mehr zu dem Teufel zu stehen, da habe ich gewisse Sicherungen eingebaut. Ich habe mir Helfer gesucht, die nicht von dieser Welt gewesen sind. Ich forschte im mächtigen Pandämonium nach, wo sich zahlreiche Welten versammeln, die für uns Menschen nicht sichtbar und auch nicht begreifbar sind. Weißt du nun Bescheid?«

»Überhaupt nicht.«

»Diese Helfer schaffte ich auf meine Seite. Auch sie wollen nicht, daß der Teufel zu mächtig wird, und deshalb habe ich mir eine Sicherung einbauen lassen. Schon als Lebende habe ich die Seiten gewechselt und mich ihnen versprochen. Bevor ich endgültig in die letzte Stufe eintrete, muß ich in meiner Zwischenwelt leben und noch eine große Aufgabe erfüllen. Und das werde ich schaffen.«

Kyle Wayne wußte nicht, ob sie lachen oder weinen sollte. Die Aufgabe von der die Hexenschwester gesprochen hatte, konnte

eigentlich in der Konsequenz nur eines bedeuten.
Daß sie sich mit dem Teufel anlegen wollte!
Damit kam Kyle nicht zurecht. So etwas hätte sie nie für möglich gehalten, sie wollte auch nicht länger darüber nachdenken und sagte nur: »Es ist nicht möglich, Alexa! Nein, das glaube ich dir nicht. Du bist nicht stärker als unser Meister.«
»Tatsächlich?«
»Ja.«
»Sollte dir meine Anwesenheit nicht das Gegenteil beweisen? Was du erlebst, ist kein Traum, es ist die reine Wahrheit. Hier spielt dir niemand etwas vor. Du bildest dir auch meine Stimme nicht ein. Ich bin es tatsächlich und wahrhaftig.«
Kyle nickte.
»Du glaubst mir nicht!«
»Ich weiß es nicht, ich kann es nicht sagen. Ich weiß auch nicht, was du von mir willst…«
»Dich warnen, Kyle! Ja, ich bin gekommen, um dich zu warnen. Ich weiß, daß ihr euch bald treffen werdet. Tu dir selbst den Gefallen und geh nicht hin, denn dort kenne ich keine Rücksicht. Geh auch du den anderen Weg, es braucht ja nicht der zu sein, den ich genommen habe. Sag dich einfach nur los, dann wirst du wieder frei leben und atmen können. Zieh aus dieser Wohnung hier aus, geh einfach weg von hier und beginn ein zweites Leben. Du wirst sofort erleben, wie gut es dir tut, wie sehr du aufatmen kannst. Du wirst das neue Leben wie ein Wunder finden, und du wirst glücklich sein.«
Kyle Wayne hatte sehr genau zugehört, auch alles verstanden, allein, es fehlte ihr der Glaube.
Sie wollte nicht, sie stand da und spürte, wie ihr der Schweiß übers Gesicht lief. Die Augen brannten, der schimmernde Film lag auf der Oberfläche, und sie überlegte, was sie denn überhaupt tun konnte.
Dann bewegte sich das Messer.
Als es ruckte, hatte sie angenommen, es würde gegen ihre Kehle dringen und einen Schnitt anbringen. Aber es schwang zurück, beschrieb einen Bogen und stellte sich dann mit der Spitze nach oben.
»Mehr werde ich dir nicht sagen, Kyle. Von nun an ist alles deine Entscheidung. Leben oder möglicherweise zu sterben, andere Alternativen hast du nicht. Ich wünsche dir viel Glück…«
Worte, die nicht nur wie ein Abschied klangen, sondern ihn auch einleiteten, denn sie hörte nichts mehr, was noch an den Besuch der Alexa Santos erinnerte.
Dafür konnte sie den Weg genau verfolgen, den Alexa ging, denn sie hatte das Opfermesser mitgenommen.
Ob es von einem Geist gehalten wurde, war für Kyle nicht zu sehen, aber es bewegte sich auf die Tür zu, die zum Flur führte.

Die aber war verschlossen.
Das Opfermesser schaffte es trotzdem. Obwohl die Tür einen Widerstand hätte bieten müssen, war der in den folgenden Sekunden so gut wie nicht mehr vorhanden.
Sie bekam noch mit, wie das Messer ein wenig ruckte, als es den ersten Kontakt bekommen hatte.
Das war auch alles. Sie hörte kein weiteres Geräusch mehr, nichts, die Sache war vorbei, das Phänomen kurzerhand verschwunden.
Zurück blieb eine Kyle Wayne, die mehr als fassungslos war und noch jetzt nicht begreifen wollte, was ihr widerfahren war, obwohl sie sich mit einer gefährlichen Magie beschäftigt hatte.
Sie drehte sich langsam um und schaute dorthin, wo sich das Messer einmal befunden hatte.
Die Haken waren leer!
Nichts mehr zu sehen.
So hatte sie endgültig die Gewißheit, daß dieser Besuch auch tatsächlich stattgefunden hatte und nicht allein in ihrer Einbildung geschehen war.
Kyle Wayne taumelte zur Seite, sie mußte sich hinsetzen. Ihre Beine waren schwer wie Blei.
Das schwarze Leder des Sessels knarrte unter dem Gewicht des Körpers.
Alexa hatte sie besucht.
Nein, nicht sie selbst. Es war ihr Geist gewesen. Mit dem Körper mußte etwas anderes passiert sein.
Aber was? Und von wem hatte Alexa Santos Hilfe bekommen. Sie hatte von einem Pandämonium gesprochen. Hier war ein Kyle unbekannter Begriff gefallen. Nie hatte sie sich für diese Dinge interessiert, die außerhalb ihrer eigenen Intensionen lagen.
Pandämonium - ein Geisterreich…
Stärker als der Teufel?
Das wollte sie einfach nicht glauben. Seit Urzeiten beherrschte der Teufel sein Reich und auch einen Teil der Menschheit, die ihm zu Diensten war. Kyle und ihre Freundinnen gehörten dazu. In dieser Nacht wollten sie sich wieder einmal treffen, um sich fest in den Reigen der Dienerinnen aufnehmen zu lassen.
Alexa aber war dagegen.
Kyle stand auf. Ihr war eine Idee gekommen. Möglicherweise war sie nicht allein von Alexa besucht worden. Sie wollte wissen, wie es den anderen Hexenschwestern ergangen war, und deshalb stellte sie sich neben den Telefonapparat und wählte eine Nummer.
Sina Savallo würde sich melden.
Es läutete durch.
Zu lange, wie Kyle fand. Dann aber hörte sie die Stimme der

Freundin. Sehr leise und irgendwo geschockt, auch zitternd und vorsichtig.

»Ich bin es, Kyle…«

Sina jubelte beinahe auf. »Du, das ist gut. Weißt du, was bei mir passiert ist?«

»Du hattest Besuch von Alexa.«

»Ja!« schrie sie. »Ja, du hast recht. Aber es war nicht sie. Es war ihr Geist!«

»Das stimmt.«

Sina Savallo holte tief Luft. »Dann… dann hast du möglicherweise eine Erklärung.«

Sie hatte eine, aber sie behielt sie für sich. »Nein, das habe ich nicht. Sie stand ja nicht als Körper vor mir, sondern als Geist. Es ist da etwas passiert, was selbst unser Meister nicht hat voraussehen können. Soviel steht fest.«

»Und was ist geschehen?«

»Ich kann es dir nicht sagen, Sina.«

Die Savallo überlegte. Nach einer Weile fragte sie: »Würde es unsere Pläne stören?«

»Ich glaube nicht.«

»Dann werden wir uns doch treffen?«

Kyle Wayne nickte, obwohl die Hexenschwester es nicht sehen konnte. »Ja, wir werden uns treffen. Wir sind sieben Freundinnen, hinzu wird der Meister stoßen. Alexa ist allein. Was kann sie schon gegen uns sieben ausrichten?«

»Ja, da hast du recht«, murmelte Sina. »Und trotzdem habe ich das Gefühl, daß nicht alles so klappen wird, wie wir es uns gedacht haben. Aber wir werden sehen.«

»Ja, wir werden sehen«, murmelte Kyle Wayne und legte den Hörer wieder auf. Sorgenfalten zeichneten ihre Stirn. Möglicherweise hatte Sina recht, zu recht, wie sie fand…

***

Es war ein Sommerabend, wie man ihn eigentlich lieben und auch genießen mußte.

Ein Traumwetter, ein leichter Wind, der etwas kühlte, eine sich allmählich verabschiedende Sonne, die den Himmel im Westen in einem kräftigen Rot ausmalte, das über, zwischen und unter den grauen Boten der einbrechenden Dämmerung lag.

Ein Abend, um irgendwo im Freien zu sitzen, Bier zu trinken und sich mit Freunden zu unterhalten.

Nur eben kein Abend, um zu arbeiten, was immer dies auch beinhalten mochte.

Ich hatte ebenfalls keine Lust, und meinen Freunden erging es kaum

anders. Aber darauf konnten wir keine Rücksicht nehmen, als wir uns nicht weit von unserem Ziel an einer bestimmten Stelle am Südosten des Kennington Parks trafen.

Tanner wartete bereits voller Ungeduld auf uns. Suko und ich trafen als erste ein, Bill Conolly ein wenig später. Ihn hatte man noch aufgehalten.

Von mir wollte er wissen, ob ich etwas herausgefunden hatte, was die Namen anging.

»Nein.«

»Hast du nichts getan?« staunte er.

»Doch. Ich habe telefoniert, aber keinen Anschluß bekommen. Sie waren unterwegs.«

Bill schaute zu den Bäumen hin. »Dann müßten wir sie ja bald treffen.«

»Was ich vermeiden will.«

»Warum?«

»Wir halten uns zurück.«

Als Bill das Nicken der beiden anderen sah, gab auch er seinen Widerstand auf. Er sah ein, daß es besser war, wenn wir erst zu einem bestimmten Zeitpunkt eingriffen. Allerdings mußten wir noch unser genaues Vorgehen besprechen.

»Ich bin für die beiden Gruppen!« erklärte Tanner.

»Wer mit wem?« fragte Suko.

»Du mit Tanner.«

Die beiden schauten sich an, grinsten und nickten dann. »Ich hoffe, wir werden uns vertragen«, sagte der Chiefinspektor und reichte Suko seine Hand.

»Immer doch.« Mein Freund schlug ein.

»Dann bleiben wir zusammen, John.« Bill Conolly nickte. Er war mit der Lösung zufrieden.

Ich schaute gegen den Himmel und überlegte, ob wir noch näher an das Ziel heranfahren sollten, weil es sein konnte, daß wir unseren Wagen brauchten. Die anderen waren dagegen. Es war noch Zeit genug, sie wollten sich dem Punkt so unauffällig wie möglich nähern.

Ich gab mich geschlagen.

Chief Tanner holte eine Karte aus seiner Jackentasche, die nur den Südwesten Londons zeigte. Auf ihr waren alle wichtigen Dinge aufgeführt und auch die Kirche, in deren Nähe sich die Hexen und der Teufel treffen wollten. Wir stolperten darüber, und ich wollte von Tanner wissen, ob er mehr über die Kirche wußte.

»Nein, eigentlich nicht. Worauf willst du hinaus?«

»Kann ich dir sagen. Ich möchte erfahren, ob die Kirche möglicherweise entweiht worden ist.«

»Für so etwas bin ich nicht zuständig. Wie kommst du überhaupt

darauf?«

»Das ist einfach. Du bist doch sonst immer auf dem laufenden.«

»Hör auf!«

Wenn schon zwei Gruppen, dann sollten wir uns auch trennen, um den Treffpunkt einzukreisen. Da wir in der Nähe blieben, machten wir ein bestimmtes Signal aus.

Einen kurzen Pfiff. Schrill und markant.

Dann trennten wir uns.

Ich hörte noch, wie Tanner zu Suko sagte: »Hexen, auch das noch! Dabei habe ich immer gedacht, die hätte ich nur zu Hause.«

Ich mußte grinsen, auch Bill lächelte. So war der Chiefinspektor nun einmal. Rauh, aber herzlich…

***

Sie waren sieben an der Zahl, und sie waren auch bereit, ihr Leben zu riskieren, um den neuen Weg gehen zu können.

Die Sonne hatte sich verabschiedet. Es war noch nicht richtig dunkel, sondern die Stunde zwischen Tag und Traum.

Auf dem kleinen Gräberfeld war es dunkler. Das lag auch an der Nähe der Kirche, deren Schatten auf und zwischen die Grabsteine fiel und sich ebenfalls in den Büschen verfing. Sie hatten sich wie graue Tücher über das Areal gelegt, ein feines Gespinst der Dämmerung, die ein düsteres Zeltdach gebildet hatte, unter dem die einzelnen Gegenstände nicht mehr konturenscharf zu trennen waren.

Wer hier etwas Bestimmtes finden wollte, der mußte sich schon auskennen, und die Hexen kannten sich aus. Sie kamen wie Schatten, gingen beinahe lautlos und waren durchweg pünktlich.

In ihrer Umgebung war es still. Nicht ein Vogel sang oder schrie mehr. Die Ruhe konnte schon als bleiern angesehen werden, jedes Geräusch, selbst ein schleifender Schritt klang überlaut.

Kyle Wayne traf als letzte ein. Die anderen hatten schon auf sie gewartet und atmeten auf, als die Frau in ihre Mitte trat, sich aber nicht in den Kreis einfügte.

Sie blieb stehen.

In jedes Gesicht schaute sie, und ihr Kopf wanderte dabei langsam von links nach rechts. Die anderen ahnten, was sie auf dem Herzen hatte. Bevor Kyle noch eine Bemerkung machen konnte, übernahm die kleinste von ihnen das Wort.

Sie hieß Ela und hatte eigentlich das größte Mundwerk, was sie auch hier bewies. »Ja, wir sind auch besucht worden, Kyle. Man kam zu uns. Man hat uns gewarnt.«

»Alexa?«

»Nicht sie, ihr Geist.«

Kyle war zufrieden. »Das wollte ich nur wissen«, sagte sie, um einen

Moment später die nächste Frage zu stellen. »Wie stellt ihr euch dazu? Wollt ihr ihren Ratschlägen folgen, oder soll alles so ablaufen, wie wir es bisher besprochen haben?«

»Wären wir sonst hier?« fragte Sina.

»Das stimmt.«

»Wir machen weiter!« erklärte Carmen und ballte ihre Hände zu Fäusten. Sie hatte dünne Handschuhe über ihre Finger gestreift und sie dann mit Ringen geschmückt.

Kyle Wayne lächelte. Sie mußte es tun, um den anderen Mut zu machen. Wenn sie ehrlich war, dann fühlte sie sich nicht wohl. Noch schwieg sie und schaute sich um.

Den Treffpunkt hatten sie gut gewählt. Er war von außen her nicht so leicht einsehbar, weil ihn die Büsche und auch mächtige Grabsteine abdeckten. Die Menschen, die hier begraben lagen, waren schon weit über einhundert Jahre tot. Hin und wieder wurde das wild wuchernde Gestrüpp und auch das Unkraut beschnitten, was allerdings wenig Sinn hatte, denn die Natur sorgte für stetigen Nachschub.

Nicht weit entfernt grenzte eine alte Mauer den Friedhof vom Weg, der zur Kirche hinführte, ab.

Sogar ein Tor war zu sehen. Seine halbrunde, aus Eisenstäben gebildete Form schimmerte ebenso grünlich wie die Steine der Mauer und die Grabsteine.

Ein ungewöhnliches Licht, nicht direkt hell, auch nicht dunkel. Leicht phosphoreszierend, jedenfalls sehr unheimlich und doch zu ihnen ausgezeichnet passend.

Zudem verliehen ihnen noch die Kronen der Laubbäume weiteren Schutz. Auch sie sorgten für einen gewissen Schatten, der auf die Erde fiel und auch die Frauen nicht verschonte.

Kyle Wayne senkte den Kopf, denn sie wollte auf eine bestimmte Stelle schauen.

Genau diesen Ort hatten sie eingekreist, und er unterschied sich auch von der übrigen Umgebung.

War der Friedhof normalerweise von einer weichen Erd- und Grasschicht bedeckt, so zeigte er hier verbrannte Erde. Eine Schicht aus Asche bedeckte den Untergrund, und selbst der Wind hatte sie nicht wegwehen können. Sie schien sich eingefressen zu haben.

Die Asche lag nicht von ungefähr hier. Oft genug hatten die sieben Hexen Opfer verbrannt, die sie dem Teufel geweiht hatten. Zahlreiche Tiere, deren Fell gestunken hatte, als es verschmort war.

Das brauchten sie heute nicht.

Sie hatten alle Voraussetzungen erfüllt und auch ihre Herzen gereinigt. Das heißt, sie hatten die wichtigen Dinge, um die sich ihr Leben bisher gedreht hatte, einfach ausgeschaltet.

Es gab nur noch ihn!

Heute würde er wieder erscheinen, am Abend und im Schatten einer Kirche. Seinen Todfeinden würde er ihnen die satanische Taufe geben, um sie somit zu seinen Dienerinnen zu machen.

Sie alle hatten eine bestimmte Warnung erhalten, doch niemand von ihnen dachte mehr an die Geisterfee, die einmal ihren Reigen vergrößert hatte. Das lag eigentlich lange zurück, und daran wollten sie auch nicht denken, wenn sie ehrlich waren.

Nicht die Vergangenheit war wichtig, sondern die Gegenwart und natürlich auch die nahe Zukunft.

Kyle Wayne hob die Augen. Noch einmal blickte sie in die Gesichter der Hexenschwestern. »Fertig?«

Nicken.

»Dann faßt euch an. Schließen wir den Kreis. Geben wir dem Meister den Platz, wo er erscheinen kann.«

Keiner schloß sich aus. Hände tasteten nach Händen, fanden sich, umklammerten einander, und so wurde der Ring der Menschen zu einem wichtigen Kreis für den Teufel.

Sie lächelten, jede von ihnen dachte an den Meister, für den sie alles getan hätten.

Der Kreis stand!

Die Hexenschwestern konzentrierten sich. Eine jede suchte die Verbindung zur anderen. Sie wollten im Geiste eine Einheit bilden, um kraft ihrer Gedanken den Herrscher der Hölle herbeizulocken.

Alles andere mußte ausgeschaltet werden. Rein im Geist, so lautete ihre Devise. Nichts sollte sie ablenken, deshalb hielten sie ihre Augen auch geschlossen. Nur das Kommende war wichtig.

Ihre Umgebung lag da in einer tiefen Stille. Selbst der Wind hatte sich zurückgezogen, kein Lüftchen bewegte die Haare der versammelten Frauen.

Da sie die Augen geschlossen hielten, nahm auch keine von ihnen die Bewegung am Tor wahr.

Dort stand jemand.

Wie aus dem Nichts war die Geistergestalt erschienen. Sie sah weiß aus und grünlich. Die helle Farbe stammte von ihrem langen Kleid, das einem Bademantel ähnelte.

Dort stand eine Tote!

Diesmal war es nicht der Geist, der sich zeigte, sondern die Person.

Und doch anders, denn genau dort, wo sich bei einem Menschen die Stirn abzeichnete, trat bei ihr eine Unterbrechung ein, denn dort schimmerte ein helles Licht, vergleichbar mit dem Funkeln eines Sterns, der sein Strahlen gegen die Erde schickte.

Nur für einen Moment war die Gestalt zu sehen gewesen. Dann löste sie sich wieder auf.

Die Hexenschwestern waren allein.

Sie brauchten noch immer die Zeit der Vorbereitung. In ihren Gesichtern zeichnete sich die Konzentration ab. Trotz der düsteren Schminke sahen einige von ihnen bleich aus.

Kyle Wayne machte den Anfang.

Ein Wort nur stieß sie aus. Es war ungemein wichtig, und sie sprach es voller Inbrunst aus.

»Satan!«

Ein Zucken durchrann die Körper der Hexenschwestern. Jede von ihnen wußte nun Bescheid. Es war der große Beginn, und Kyle hatte mit diesem einen Wort die Sehnsucht ausgesprochen, die in jeder von ihnen steckte. Sie wollte, daß der Teufel sie erhörte. Diese Nacht sollte für sie und für ihn zu einem Sieg werden.

Der eine Ruf reichte nicht. Und wie gesagt, er war nur der leichte Beginn.

Andere folgten.

Immer und immer wieder.

»Satan… Satan… Satan…«

Eine jede sprach den Namen aus, bis Kyle Wayne wieder den Schluß machte.

Dann riefen sie ihn gemeinsam.

Zuerst mit sehr leisen, zischenden Stimmen. Aber sich steigernd und immer lauter werdend schallte der Ruf nach dem Teufel über den Friedhof und dessen Grabsteine hinweg.

Hier war der Ort, wo er erscheinen sollte, und selbst die Nähe der Kirche störte ihn nicht.

Er war eben der Sieger!

»Satan! Satan! Satan!«

Immer und immer wieder drang der eine Begriff aus ihren Kehlen. Sehr fordernd und keineswegs auf Rücksicht bedacht. Sie wollten ja, daß er kam, daß er sich ihnen zeigte, sie aufnahm und sie mit seinem Atem taufte. Alle Vorbereitungen ihrerseits waren getroffen worden, sie hatten alles getan, jetzt mußte er einfach erscheinen.

Er kam auch.

Nicht er selbst, aber über den Boden, wo die Erde aschig und verbrannt wirkte, huschte etwas hinweg, das an einen Blitz erinnerte, der sich spaltete, dann noch stärker verzweigte und auf dem Boden blieb, wo er sogar ein spinnennetzartiges Muster bildete.

Das erste Anzeichen auf das Höllenfeuer!

War es der Sieg? Oder befanden sie sich erst auf dem Weg in diese Richtung?

Ihre Rufe waren verstummt. Dafür öffneten sie die bisher geschlossen gehaltenen Augen und schauten zugleich nach vorn, wo sich noch die Blitze bewegten.

Aber sie veränderten sich.

Es begann mit einem Zischen, und im nächsten Augenblick schossen Flammen in die Höhe.

Ein helles und gleichzeitig kaltes Feuer, in den Farben Grün, Gelb und Rot schimmernd.

Und dazwischen, zitternd, aber deutlich genug für jeden zu erkennen, die dreieckige Fratze des Teufels.

Er war also da.

Jetzt konnten sie jubeln!

***

»Das ist mir lange nicht passiert«, flüsterte Chief Tanner, als er sich neben Suko herbewegte.

»Was denn?«

»Action, meine ich. Ich war bisher nur der Nachdenker, der viel zu oft hinter dem Schreibtisch gesessen hat. Wenn es brenzlig wurde, haben jüngere Kollegen eingegriffen.«

»Sei froh.«

»Warum?«

»So lebst du noch.«

»Stimmt auch.«

Beide Männer schwiegen, denn sie waren mittlerweile aus dem Schatten der Kirche herausgetreten und näherten sich mit schleichenden Schritten der dunklen Umgebung des Friedhofs. Sie sahen bereits die Grabsteine, aber auch die Büsche, die ihnen viel Sicht nahmen.

Eine Mauer mußten sie überklettern.

Suko wunderte sich dabei, wie gelenkig Chief Tanner noch war, und der wiederum schmunzelte, als er Sukos Gesicht sah.

Von John und Bill sahen sie beide nichts. Sie wußten aber, daß sie aus der anderen Richtung kommen würden.

Die sieben Frauen waren bereits eingetroffen, das hatten sie sehen können. Kurze Zeit später waren sie auch zu hören, denn Suko und Tanner wehte das Zischen ihrer Stimmen entgegen. Zuerst konnten sie nichts verstehen, bis sie sich an die Geräusche gewöhnt hatten und die Frauen auch lauter sprachen.

»Satan!« sagte Tanner. »Die… die rufen immer nur das eine Wort.« Er schaute Suko an. »Werden sie ihn jetzt beschwören.«

»Es sieht so aus.«

»Und wird er kommen?«

Suko mußte über Tanners Frage lächeln. Sie hatte zwar nicht ängstlich geklungen, aber erwartungsvoll gespannt. Tanner gehörte zu den Menschen, die übersinnliche Phänomene zwar akzeptierten, aber direkt nur wenig davon mitbekommen hatten, zumindest nicht in der Entstehung. Da wurde auch ein alter Profi wie Tanner nachdenklich.

»Sie haben darauf hingearbeitet«, erklärte Suko. »Wer sich lange genug mit ihm beschäftigt und auch gewisse Regeln einhält, dem kann er eine gewisse Treue zeigen.«

»Danke, verzichte.«

»Du bist auch keine Hexe.«

»Das wäre noch schöner.«

Suko stieß seinen Begleiter an. »Komm, solange sie noch nach dem Teufel rufen.«

Die beiden nutzten die Gunst des Augenblicks und huschten voran. Es war gar nicht so einfach gewesen, einen Durchschlupf zu finden, da die Büsche ziemlich dicht wuchsen, aber mit Glück und Geschick hatten sie den schmalen Pfad entdeckt.

Sie bewegten sich vom äußeren Rand her auf das Innere des kleinen Friedhofs zu. Dort gab es einen Mittelpunkt. Und genau an dieser Stelle hatten die Hexen ihren Kreis gebildet.

Zu sehen waren sie nicht. Die Dunkelheit und der dichte Bewuchs verhinderten dies.

Sie waren zu hören.

Das reichte bis zu dem Moment, als die Stimmen verstummten. Sofort hielten auch Tanner und Suko an, wo sie waren, gingen leicht in die Hocke und suchten nach Lücken im Gebüsch.

Da war nichts zu sehen. Keine Hexen, kein Teufel, aber das änderte sich blitzartig.

Helle Schatten huschten vor ihnen über den Boden. Sie waren wie Blitze, die sich spalteten, gewisse Muster bildeten und auch ihren Widerschein in die Höhe schleuderten.

Fahles Licht geisterte durch die Lücken im Buschwerk und an den Rändern der Grabsteine entlang.

Die Gesichter der beiden Männer bekamen einen gespenstischen Anstrich, der sich intensivierte, als sich die Umgebung der Hexen erhellte.

»Das ist ja Feuer!« keuchte Tanner.

»Höllenfeuer!« präzisierte Suko.

»Und?«

»Jetzt können wir mit dem Erscheinen des Teufels rechnen. Mal sehen, was sich der Bursche ausgedacht hat.«

»Das vielleicht?« fragte der Chiefinspektor.

»Wieso? Was…?«

Tanner deutete in die Höhe, und Suko schaute ebenfalls hin. Hätte John Sinclair ihn nicht eingeweiht, so hätte er wahrscheinlich nichts begriffen.

So aber sah er die über dem Friedhof schwebende Gestalt und konnte sie auch einordnen.

Das mußte die tote Alexa Santos sein!

***

Bill und ich hatten den Schatten der Kirchenmauer erreicht und waren beide froh darüber, denn niemand schien uns entdeckt zu haben. Auch eine der Frauen nicht, die uns beinahe noch über den Weg gelaufen wäre. Wir hatten soeben in Deckung tauchen können, als sie gekommen war, um zum Treffpunkt zu gehen.

Wir hatten sie so gut wie möglich verfolgt und uns die genaue Richtung gemerkt.

Bill war zufrieden. »Das scheint gut zu laufen.«

»Ich befürchte Schlimmes.«

»Was denn?«

»Ich habe Angst um die Frauen. Ich will sie rauskriegen, es muß eine Möglichkeit geben, aber ich weiß nicht, ob mir mein Freund Asmodis das gestatten wird.«

»Sicherlich nicht!«

Die Antwort hatte mir eine Stimme gegeben, die nicht meinem Freund Bill gehörte. Zudem war sie in meinem Rücken aufgeklungen und war vergleichbar mit dem Zischen von Luft, das aus einem Ballon strömt.

Ich drehte mich um.

Eine Tote stand dort!

Auch Bill Conolly hatte sich gedreht. Er starrte die Person ebenso an wie ich, und beide waren wir davon überzeugt, daß es sich nicht um eine Geisterscheinung handelte, denn ihr Körper war nicht feinstofflich, wenn er sich auch an einer bestimmten Stelle der Stirn verändert zeigte, wo die Kugel des Killers getroffen hatte.

Dort hätte sich das Loch befinden müssen. Es war aber nicht da. Statt dessen war die Lücke von einem leuchtenden Kristall oder Spiegel ausgefüllt, zumindest wurde uns dieser Eindruck vermittelt.

Lebte Alexa Santos?

Ich konnte es nicht glauben. Ich hatte sie tot gesehen, Bill hatte sie ebenfalls als Leiche gesehen.

Dann aber war diese Leiche wieder auf die Beine gekommen und verschwunden. Seiner Ansicht nach schien sie sich sogar aufgelöst zu haben.

Von ihrem Gesicht konnten wir nichts erkennen. Mir kam sie vor wie eine geheimnisvolle Geisterfee, und sie trug auch noch dieselbe Kleidung wie in der Wohnung.

Daß sie uns nicht feindlich gegenüber stand, das wußten wir. Und eine Unterstützung konnten wir schon gebrauchen, aber es lief anders, denn sie schüttelte den Kopf.

»Ich finde es nicht gut, daß ich euch hier treffe.«

»Warum nicht?« fragte Bill.

»Es ist gefährlich. Meine ehemaligen Hexenschwestern wollen sich

heute abend dem Teufel weihen, das steht fest. Und wie mächtig der Teufel ist, brauche ich euch nicht zu sagen. Ich habe mich entschlossen, diesen Kreis aufzubrechen. Ich will, daß alle sieben den anderen Weg gehen. Es braucht nicht meiner zu sein, aber ich verlange einfach, daß sie dem Satan und der Hölle abschwören.«

»Wie willst du das erreichen?« fragte Bill.

»Ich werde mich ihm stellen!«

Bill preßte eine Hand vor den Mund, um das Lachen zu ersticken. Er wollte Alexa auf keinen Fall beleidigen, aber sie hatte schon einiges bemerkt und fragte leise: »Ihr könnt euch nicht vorstellen, daß es mir gelingt?«

Diesmal sprach ich. »Richtig, denn der Teufel ist einfach zu stark. Da wirst du Pech haben.«

»Habt ihr vergessen, wer ich bin? Ich bin kein Mensch mehr. Ich bin nicht so wie ihr.«

»Wer bist du denn?«

»Eine Rächerin, gesandt von den Mächtigen des Pandämoniums. Ich existiere in einer Zwischenwelt, die sie so lange für mich aufgebaut haben, bis alles vorbei ist. Erst dann überschreite ich die Grenze zum Reich der Toten, erst dann.«

Selbst für uns, die wir viel erlebt hatten, war es schwer, dies nachzuvollziehen. Zwar mußten wir es akzeptieren, aber wir gehören auch zu den Menschen, die immer nach den Gründen und Hintergründen fragen. Auch hier machten wir keine Ausnahme.

»Wie willst du uns das erläutern?« erkundigte ich mich. »Wieso kannst du in diesem seltsamen Zustand existieren?«

»Ich habe schon als Lebende den anderen Weg eingeschlagen und mich mit den Geistern verbündet. Ich bin auf alles eingegangen, was sie mir vorschlugen, und so kam es dann zu dieser Veränderung, der ich mich gern hingegeben habe. In einer Nacht entführten sie mich in ihre Welt, in das weit entfernt liegende Pandämonium. Dort bereiteten sie mich für die große Aufgabe vor, der ich zugestimmt hatte.«

»Steht diese Vorbereitung in einem unmittelbaren Zusammenhang mit deiner veränderten Stirn?« fragte Bill.

»Ja.«

»Wie denn?«

»Man operierte mich. Man machte mich zu einer der ihren, obwohl ich noch ein Mensch war. Man nahm mir das Gehirn und ersetzte es durch einen Kristall, der ungefähr die gleichen Funktionen ausführte, aber nicht verletzbar war. Selbst gegen eine Kugel nicht. Als der Killer schoß, wollte er auf Nummer Sicher gehen und erwischte mich genau zwischen den Augen. Ich hätte normalerweise tot sein müssen, aber dank der Operation war ich es nicht. Ich lebte weiter, mir wurde geholfen, und ich bekam meinen neuen Zustand. Ich bin mal Mensch,

ich bin mal Geist. Ich kann mich auf beiden Ebenen bewegen und sehe mich selbst als eine Geisterfrau oder eine Geisterfee an, die sich geschworen hat, den Teufel zu bekämpfen. Ich habe eine Chance, ihr nicht!«

Ihre Ausführungen waren wirklich interessant und nachdenkenswert, aber das mußte ich zurückstellen. Für mich zählte, daß ich ihr nicht allein den Kampf überlassen wollte, denn für den Teufel persönlich und auch für seine Umgebung fühlte ich mich zuständig.

Deshalb schüttelte ich auch den Kopf, was Alexa Santos gar nicht gefiel. »Du willst nicht?« fragte sie mit lauernd klingender Stimme.

»So ist es. Ich habe nichts dagegen, wenn du es tust, aber auch wir werden mitmischen.«

»Wie?«

Ich zeigte ihr mein Kreuz.

Das mußte wohl ein Fehler gewesen sein, denn plötzlich strahlte es auf, und sie zog sich im selben Moment zurück. Praktisch im letzten Augenblick löste sich die Person vor unseren Augen auf und ging über in den anderen Zustand, von dem sie uns ja schon berichtet hatte.

Sie wurde zum Geist!

Jetzt schwebte leicht über uns der feinstoffliche Körper, nur an der Stirn, wo man ihr den Kristall eingepflanzt hatte, noch leuchtend. Bevor wir uns versahen, tauchte sie ab und war mit der dichten grauen Dämmerung eins geworden.

Bill hob die Hände und ließ sie wieder fallen. »Das ist wohl nichts gewesen - oder?«

»Stimmt.«

»Steht sie auf unserer Seite?«

»Sie ist von einem Menschen zu einem Produkt geworden. Sie hält zwar zu uns, aber sie steht auf der anderen Seite, sonst hätte es das Kreuz nicht geschafft, sie zu vertreiben.«

»Nicht zu vernichten?«

»Nein, Bill, daran glaube ich nicht. Sie hat den Absprung soeben noch geschafft.«

Mein Freund nickte und hatte mir damit zugestimmt. Natürlich war auch er unsicher geworden. Wir beide fragten uns, wie sich Alexa Santos verhalten würde, wenn es hart auf hart kam.

Es blieb uns nicht mehr die Zeit, darüber zu spekulieren, denn der Friedhof erwachte plötzlich zu einem unheilvollen Leben. Geräusche waren zu hören, dumpfe Stimmen, mal dröhnend, mal zischend, und sie vereinigten sich zu einem Chor, der immer nur einen Namen intonierte.

SATAN!

Bill schaute mich an. »John, ich will nichts beschwören, aber ich schätze, daß die Hexenladies soweit sind…«

»Ladies ist gut«, sagte ich und bewegte mich auf den grollenden Singsang zu…

***

Suko und auch Chief Tanner waren vom Erscheinen der Geistergestalt überrascht worden. Im Gegensatz zu den Hexenschwestern, denn sie konzentrierten sich einzig und allein auf das kalte Feuer, in dessen Mitte sich die Fratze abzeichnete.

Die Gestalt tat nichts.

Sie schwebte nur dort, aber sie hielt den Kopf gesenkt und schaute nach unten.

Dabei erwischte der Restschein der Flammen den Gegenstand, der im Kopf der geisterhaften Person eingemeißelt war und nun zu einem Spiegel wurde, der einen Teil des Scheins wieder in das Feuer zurückwarf, so daß dort eine gewisse Unruhe entstand und die Fratze nicht mehr gleichförmig blieb.

Das fiel auch den Hexen auf.

Zwar hielt noch ihr Kreis, aber die Unruhe übertrug sich auch auf sie. Sie schauten sich an, sie flüsterten miteinander, denn sie sahen dabei zu, wie die Fratze des Teufels dünner wurde, sich beinahe auflöste, dann wieder verstärkte, aber doch nicht mehr über die Kraft verfügte, wie beim ersten Erscheinen.

Tanner konnte kaum noch an sich halten. Er wischte seine feuchten Handflächen an den Hosenbeinen ab und wollte den Kreis der Hexen unterbrechen, indem er einfach hineinstürmte, aber Suko hielt ihn immer wieder zurück. »Noch nicht!« wisperte er. »Wir müssen warten.«

»Wie lange?«

»Denk an die Gestalt über uns.«

Tanner nickte und drückte seinen Hut noch weiter nach hinten. Auch jetzt nahm er sein Markenzeichen nicht ab.

Suko hatte sich auf die über dem Kreis schwebende Geisterfee konzentriert. Für ihn stand fest, daß sie nicht gekommen war, um dort oben zu bleiben, sie würde eingreifen, und sie würde auch den genauen Zeitpunkt bestimmen.

Ihm war aufgefallen, daß sie den rechten Arm dicht an den Körper gewinkelt hatte. Nun streckte sie ihn aus, noch immer in ihrer Schwebeposition. Suko bekam auch mit, daß aus der Faust etwas hervorwuchs, mit dem er zunächst nichts anfangen konnte. Es schien sich um die Scherbe eines Spiegels zu handeln.

Das war es aber nicht.

Sie hielt eine Waffe fest - ein Messer, einen Dolch!

Jetzt besonders gut zu erkennen, weil der Widerschein einer kalten Flammenzunge über die Klinge strich und ihr dabei ein zuckendes

Muster verlieh.
Auch Tanner hatte den Dolch gesehen. »Verdammt, Suko, das ist eine Mordwaffe…«
»Ich weiß.«
»Will sie vielleicht die Frauen töten…?«
Er bekam keine Antwort, denn Suko war durch die Vorgänge abgelenkt. Er sah, wie Alexa den rechten Arm hob und mit dem Dolch ausholte. Suko griff zur Waffe, mehr ein Reflex. Er konnte sie nicht mehr ziehen, denn die Geisterfee war schneller.
Sie schleuderte den Dolch in die Tiefe!
Kein Körper wurde erwischt, denn diese Waffe war für das Zentrum geschaffen worden.
Für die Teufelsfratze inmitten der Flammen.
Und dort raste sie auch hinein!

***

Das war genau der Moment, wo auch die Hexenschwestern aus ihrer teuflischen Andacht gerissen wurden. Sie schauten zu, wie das Verderben buchstäblich aus dem Himmel herabsauste und mit Vehemenz in das Feuer hineinfuhr.
Löschte es die kalte Höllenflamme?
Keine Frau schrie, keine stöhnte auch nur auf, und keine verließ den Kreis. Sieben Augenpaare starrten gebannt in die Mitte, wo sich der Dolch tief in den weichen Boden hineingebohrt hatte und nicht nur von den Flammen umtanzt wurde, denn auch die Teufelsfratze war in Bewegung geraten und drehte sich in einem rasenden Kreis um den Griff, als wollte sie ihn verbrennen.
Das Gegenteil trat ein.
Der Dolch löschte das Höllenfeuer und schaffte es sogar, den Teufelskopf zu vernichten.
Mit einem letzten Zischen, es stank dabei penetrant nach Schwefel, sackten die restlichen Flammen zusammen. Noch einmal huschten sie als letzte Blitze über den Boden. Sie benahmen sich dabei so wie zu Beginn, dann aber verschwanden sie in den Erdspalten und waren nur mehr Erinnerung.
»Das ist ein Ding!« flüsterte Tanner und freute sich wie ein Schneekönig. »Mein Gott, das hat sich wie von selbst erledigt. Man sollte dieser Geisterfrau dankbar sein.«
Suko enthielt sich der Stimme. Im Gegensatz zu Tanner war er anderer Meinung, aber er wollte auch nicht vorgreifen, sondern sehen, wie sich Alexa Santos verhielt.
Sie schwebte langsam tiefer. Bisher war sie noch immer nicht von den Frauen gesehen worden. Die starrten dorthin, wo einmal das Höllenfeuer seinen fahlen Glanz abgegeben hatte und wunderten sich,

weshalb es nicht mehr brannte. War daran nur der Dolch schuld?
So dachte auch Kyle Wayne, die ihre Waffe natürlich erkannt hatte und sich nun an den unheimlichen Besuch erinnerte.
Sie schaute hoch.
Und sie entdeckte die nach unten schwebende Gestalt der Alexa Santos als erste. Noch sagte sie nichts, behielt alles für sich, sie wollte keinen aus dem Kreis beunruhigen, aber sie sah in dieses strahlende Licht an der Stirn hinein, und sie spürte sehr deutlich, daß dies etwas Besonderes war.
Angefacht von einer anderen Kraft, die Alexa auch ihren neuen Weg gezeigt haben mußte.
Sie schwebte weiter.
Und sie wurde gesehen.
Jetzt auch von den anderen Hexen, die wie auf ein gemeinsames Kommando hin die Köpfe erhoben hatten.
»Das gibt es doch nicht. Das darf nicht wahr sein…« Es war Sina Savallo, die einen Kommentar gab.
Es stimmte.
Sie bekamen es alle bestätigt, als die Geisterscheinung inmitten ihres Kreises landete, sich bückte, den Dolch aus dem Boden zog und dabei immer mehr materialisierte.
»Du, Alexa«, hauchte Harriet, eine blonde Hexenschwester.
»Ja, ich.«
»Und nun?«
»Rechne ich mit euch ab!«

***

Alexa Santos hatte die Worte so leicht und locker gesprochen, als wären sie die normalsten von der Welt. Sie hatte dabei sogar gelächelt, aber nicht eben freundlich, und diesen Ausdruck hatte nur Kyle Wayne konkret mitbekommen.
Sie ahnte Schlimmes.
Die Stirn dieser Person schimmerte in einem grünen Licht. Die Haut dort war völlig verschwunden, um diesem breiten Kristall einen genügenden Platz schaffen zu können. Er war die Triebfeder, er war der Motor, er ersetzte das Hirn und möglicherweise auch die Seele der Alexa Santos, die sie irgendwo zurückgelassen hatte. Auf ihrem neuen Weg, in der anderen Welt, die sich von der des Teufels unterschied.
Keine der Frauen floh. Jede wußte, daß ihnen die ehemalige Mitschwester nicht gerade freundlich gegenüberstand und etwas von ihnen wollte, so warteten sie gespannt ab, bis Alexa sprach.
Sie spielte mit dem Dolch, strich die Klinge mit der Breitseite über ihre Lippen hinweg und flüsterte dann: »So einfach war es, den Teufel zu vertreiben. Und ich hoffe, jede von euch hat genau zugeschaut und

denkt jetzt darüber nach, was sie getan hat.«
Das hätte sie nicht erst zu sagen brauchen, denn über dieses Problem zerbrachen sich alle die Köpfe.
Sie waren natürlich enttäuscht worden. Sie hatten all ihre Hoffnungen auf den mächtigen Jenseitsfürsten gesetzt, und nun war ihnen demonstriert worden, wie leicht er zu besiegen war. Das konnten sie nicht fassen.
»Ist es… ist es… ein normaler Dolch?« fragte Ela.
»Er hat mir gehört«, sagte Kyle Wayne.
»Richtig!« bestätigte die Geisterfee, »und ich bin zu ihr gegangen und habe ihn mir geholt. Ich habe mich mit jeder von euch in Verbindung gesetzt, ich habe euch gewarnt, auf den Teufel zu setzen, aber ihr habt nicht hören wollen und seid trotzdem zu diesem Treffpunkt gegangen. Hier konnte ich euch überzeugen, und ich hoffe, daß ihr eingesehen habt, den falschen Weg genommen zu haben. So kommt ihr nie an euer Ziel. Ich weiß, daß das Leben nicht alles bietet, was man sich wünscht. So ist es auch mir ergangen, deshalb suchte ich in eurem Club eine Heimat, die ich dort auch für einige Zeit fand. Aber das war mir zuwenig. Ich wußte sehr bald, daß der Teufel und seine Welt nicht alles sein konnten. Er ist nicht das Paradies, nachdem man sich sehnt. Er hat eine Scheinwelt aufgebaut, die sich aus Lug und Trug zusammensetzt. Der Teufel ist Blendwerk, er gehört zwar zu den Dämonen, ist aber einer von vielen, obwohl er sich aufbläst wie ein widerlicher Fatzke. Ich forschte weiter und entdeckte sehr bald, daß es noch andere Welten gab. Große, herrliche, wunderbare, nicht sichtbare und versteckt in anderen Dimensionen liegend. Dort wurde ich aufgenommen, und man gab mir die Aufgabe, dem Teufel zu zeigen, wie klein er doch letztendlich ist. Ich habe meine Aufgabe sehr ernst genommen, und ich werde mich auch bei meinen neuen Freunden bedanken. Das versteht ihr doch sicher - oder?« fragte sie und zeigte dabei ein Lächeln, das keinem Menschen so recht gefallen konnte.
Auch den sieben Frauen nicht. Aber sie protestierten auch nicht, sondern stimmten durch ihr Nicken zu. Sie wollten Alexa auf keinen Fall verärgern, denn sie war ihnen über.
Das freute diese auch. Die freie Hand streckte sie vor. »Ich werde in meine Welt zurückkehren und dort Bericht erstatten. Man wird mich im Pandämonium dafür ehren, aber auch dort herrschen gewisse Regeln. Ich darf nicht ohne eine Trophäe zurückkehren. Also nicht ohne Beute, sprich Opfer.«
»Das ist doch der Teufel gewesen, nicht wahr?« fragte Ela. Sie bewies, daß sie nichts begriffen hatte.
»Nein - ist er nicht.«
»Wieso denn…?«

»Ihr!« unterbrach Alexa sie scharf. »Ihr werdet dem Pandämonium ein Opfer geben. Dieses Opfer wird eine von euch sein. Ich werde sie hier töten und mit in meine neue Welt schleppen. Erst dann wird man dort erkennen, wie weit ich es gebracht habe.«

Jetzt war es heraus. Jetzt hatte Alexa Santos ihren wahren Charakter gezeigt. Und damit unterschied sie sich kaum von dem des fürchterlichen Höllenherrschers.

Die Frauen schauten sich an.

Ängstliche Blicke fraßen sich ineinander. Keine wollte die erste sein und es freiwillig tun.

Sina Savallo schaute als erste zu Boden, und die anderen taten es ihr nach.

Alexa aber lachte. Sie hatte genau zugeschaut. »Keine von euch meldet sich freiwillig?«

Schweigen!

»Und dabei wolltet ihr die Dienerinnen des Teufels werden. Glaubt ihr denn, daß er euch am Leben gelassen hätte? Er hätte mit euch gespielt und euch vernichtet, wenn es ihm genehm gewesen wäre. Was seid ihr doch für arme Wichte.«

Das wollte Kyle Wayne nicht auf sich sitzen lassen. »Bist du denn besser?«

»Besser informiert«, lautete die Erwiderung, »und Teil eines gewaltigen Reiches, das nur für wenige Auserwählte zugänglich ist. Ich gehöre dazu, aber ich muß meinen Preis zahlen. Man hat mir den Weg gewiesen, man hat mir geholfen, und als Lohn dafür, was mir zudem eine weitere Existenz ermöglicht, werde ich eine von euch mitnehmen und sie dem Reich opfern. So und nicht anders steht es geschrieben.«

Beide Vorfälle hatten die Frauen ernüchtert. Sie sahen plötzlich ein, daß sie den falschen Weg eingeschlagen hatten, und jetzt sollten sie grausam dafür bezahlen.

»Keine?« fragte die Geisterfrau noch.

»Nein, nein!« schrie Harriet, »wir…«

»Dann suche *ich* eine aus!« Sie hatte den Satz kaum gesprochen, als der rechte Arm hochschnellte und die Dolchspitze auf die von ihr auserwählte Person zeigte.

Es war Kyle Wayne!

***

Sie sah den Dolch, der auf sie wie ein tödlicher Finger wirkte, und sie wäre am liebsten tief im Boden versunken. Beinahe hatte sie es sich schon gedacht, denn mit ihr hatte sich Alexa länger beschäftigt als mit den anderen. Sie hatte auch den Opferdolch mitgenommen, wahrscheinlich hatte ihr Plan da schon festgestanden.

»Du mußt!« sagte Alexa.

Zwei Worte, die keinen Widerspruch duldeten, und plötzlich leuchtete auch der Kristall in ihrer offenen Stirn wieder stärker auf. Er schickte sein Licht, seinen Bann gegen eine Person.

Kyle schrak zusammen. Sie duckte sich, sie legte ihren Kopf zur Seite, als könne sie so dem Tod entwischen, aber die Geisterfee war erbarmungslos.

»Komm, Kyle, komm her zu mir. Du bist es gewesen, die dem Teufel besonders gern dienen wollte, kannst du dich erinnern?« Sie lachte. »Du wirst deshalb auch für die anderen mit gutem Beispiel vorangehen und ein besonderes Opfer bringen…«

Kyle wollte nicht. Sie brauchte Hilfe, doch wen sie auch anschaute, die Gesichter ihrer Verbündeten drehten sich von ihr weg. Sie fühlte sich ausgestoßen, denn niemand wollte jetzt noch etwas mit dieser Verfluchten zu tun haben.

»Geh!« sagte eine Frauenstimme.

»Ja, geh!« fiel auch eine andere mit ein.

Und dann riefen sie es im Chor, so daß sich Kyle gezwungen sah, die Ohren zuzuhalten. Sie duckte sich und drehte sich auf dem Fleck. Sie schrie selbst und wurde plötzlich von zwei Händen gepackt, die sie eisern festhielten, bevor sie Kyle herumdrehten und ihr einen Stoß gaben, der sie genau auf die lauernde Alexa zukatapultierte.

Kyle schaute nach vorn.

Die Dolchspitze schien sie anzugrinsen. Sie kam näher, und sie wäre wohl in sie hineingetaumelt, hätte sie sich nicht in die Knie fallen lassen und den Kopf gesenkt.

Alexa Santos lachte. »Das nutzt dir gar nichts.«

Kyle hörte die Schritte, als Alexa auf sie zukam. Sie ahnte schon, welche Haltung diese wahnsinnige Person eingenommen hatte. Wahrscheinlich hatte sie den rechten Arm in die Höhe gehoben, hielt den Dolchgriff fest und war bereit, die Klinge nach unten in den Körper des Opfers jagen zu lassen.

Das war schlimm…

Trotzdem hob Kyle den Kopf.

Alles stimmte.

Sie stand vor und gleichzeitig über ihr. Die Dolchspitze zielte gegen ihren Nacken. Wie ein Pickel in das Eis, so würde sie in den Nacken hineinrammen.

»Eine mußte es sein!« sagte Alexa und holte noch einmal aus.

Da änderte sich plötzlich die Lage mit einer unglaublichen und irrwitzigen Geschwindigkeit…

***

Vier Männer betraten von vier verschiedenen Seiten die Lichtung,

und gleichzeitig huschten vier Lampenstrahlen dem Zentrum entgegen und holten die beiden Akteure aus der Finsternis.

»Halt!« rief jemand.

Selbst Alexa Santos war nicht mehr Herr der Lage. Sie drehte den Kopf nach rechts, von dort hatte sie die Stimme gehört. Und genau da löste sich eine Gestalt.

Der Mann war ich.

Suko kam von der anderen Seite. Seine Dämonenpeitsche hielt er schlagbereit in der Hand. Ich merkte, wie ein Ruck durch die Gestalt der Totenfee ging.

Das sah nicht nach einer Aufgabe aus. Im nächsten Augenblick erlebte ich ihren Angriff.

Sie warf sich mir entgegen.

Das Messer raste schräg in die Tiefe. Es sollte mich aufspießen. Ich hörte noch die Schreie der geschockten Frauen, und dann wurde die Geisterfee mitten im Sprung gestoppt.

Drei Riemen hatten sich wie angriffsschnelle Schlangen um ihren Körper gewickelt.

Suko trug dafür die Verantwortung. Er zerrte die Person zurück. Das Messer senkte sich zwar, aber es erwischte mich nicht, dafür hackte es in den weichen Boden, und der dumpfe Aufprall wurde von Alexas Fluch begleitet.

Mußte ich noch eingreifen?

Ich war darauf gefaßt, ihr das Kreuz gegen den Stirnkristall zu drücken, doch das war nicht mehr nötig. Etwas zischte auf, Dampf entstand, und dann hatten es die drei Riemen der Dämonenpeitsche geschafft, den Körper zu teilen.

Ihre Kraft war stärker, und ihre Kraft sorgte auch dafür, daß sich der Kristall von seinem Platz löste und mir vor die Füße rollte.

Ich legte mein Kreuz darauf.

Er explodierte, wurde zu Staub, und der wurde weggeweht.

Vor mir lag eine Frau und gleichzeitig ein Monstrum, denn in ihrer Stirn befand sich ein faustgroßes Loch. Kein Hirn war zu sehen, auch kein Blut.

Vor uns lag eine Hülle, von der Suko die Riemen der Peitsche durch eine Gegenbewegung loswickelte.

Bill und Tanner standen in der Nähe. Sie waren zum Schluß nur mehr Statisten gewesen, die auch als Beleuchter agiert hatten.

Ich trat in den Schatten und lehnte mich an einen hohen Grabstein. Zwei Frauen standen in meiner Nähe. Sie schauten zur Seite, als mein Blick sie traf.

Damit kamen sie mir entgegen, denn ich wollte mit ihnen nichts zu tun haben. Darum konnten sich andere kümmern. Was ich jetzt brauchte, war ein kühles, herrliches Bier, und das hatten wir uns alle

verdient, fand ich…

ENDE